



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Sprachliche Zeichen im *Cours de linguistique générale*

Versuch einer dekonstruktiven Lektüre mit Jacques Derrida

Verfasserin

Saskia Alice Hnojsky

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im April 2012

Studienkennzahl lt. Studienbuchblatt: A 296

Studienrichtung lt. Studienbuchblatt: Philosophie

Begutachter: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Müller-Funk

Inhaltsverzeichnis

0. Einleitung.....	3
I Gibt es Dekonstruktion?.....	6
1.1 ... übersetzen... ..	7
1.2 Zeichen und Ausgangspunkte	14
1.3 ... lesen	26
II. Das Spielen mit dem Gesetz.....	34
2.1 Sprache – ein Objekt?	35
2.2 Struktur, Zeichen, Spiel	43
2. 3 Saussure, Derrida und das Gesetz der <i>langue</i>	48
2. 3. 1 Differenz - Wert - Bedeutung	50
2.3.2 différence – différance	53
2. 3. 3 Sprachen sprechen	56
III Die Macht der gesprochenen Worte	64
3.1 Phonologismus + Phonozentrismus = Phonologozentrismus (?).....	65
3.1.1 Exkurs: Derrida und der Cours de linguistique général.....	66
3.1.2 Phonologie - Semeologie - Grammatologie.....	69
3.2 Sprache als <i>Schrift</i>	74
3.2.1 Identität und Iterabilität.....	80
3.2.2 Innen : Außen – Zeit : Raum.....	87
3.2.3 Schlußbetrachtung: Différance, Ur-Schrift und Spur	92
Literaturverzeichnis	98
Abstract.....	102

„Wir müssen *irgendwo, wo immer wir sind*, beginnen und das Denken der Spur, (...), hat uns bereits gezeigt, dass es unmöglich wäre, einen bestimmten Ausgangspunkt vor allen anderen zu rechtfertigen.
Irgendwo, wo immer wir sind: schon in einem Text, in dem wir zu sein glauben.“ (Derrida 1974, 280f)

0. Einleitung

Gibt es Dekonstruktion? Und wenn es sie gibt: Kann man ‚Dekonstruktion‘ *verstehen*?

„Es gibt keine Dekonstruktion. (...) Sie kann nur anwenden.“ (Derrida 2000, 25) erklärt Jacques Derrida am 21. Juni 1995 Julian Wolfreys und Ruth Robbins, die ihn im Rahmen einer Tagung mit dem Titel „Applied Derrida“ zu einem Gespräch baten.

„Es gibt‘ begründet nichts. Wenn es Dekonstruktion also gibt - auch wenn Derrida dies gerade abstreitet - kann man sie nicht *verstehen*. Das ändert jedoch nichts daran, dass ich es versucht habe. Vielleicht das ‚Unmögliche‘ versucht habe. Ich habe mich der Lektüre gestellt. Wie viele, fast unzählige vor mir, habe auch ich versucht Derrida *zu lesen*.

Und das Ereignis des Lesens - die Lektüre – setzt ein, sobald ‚Sprache‘ scheitert. „Bevor es sich ereignet, kann das Ereignis mir nur als unmögliches erscheinen. Das heißt aber nicht, dass es nicht stattfinden kann, dass es nicht existiert; es heißt nur, dass ich es weder auf theoretische Weise aussagen noch es vorhersagen kann.“ (Derrida 2003a, 36) *Vielleicht...* werde ich am Ende *nichts* (etwas) verstanden haben.

Der *erste Teil* der Arbeit versucht nachzuvollziehen, was Dekonstruktion ‚macht‘. Sie bringt keine kalkulierbaren Effekte hervor – auch keine unkalkulierbaren – Dekonstruktion lässt sich nicht anhand ihrer Wirkungen beschreiben. Sie kommt zu keinem Ergebnis. Dekonstruktion ist keine Methode. Sie hat keine Prinzipien, die sie zur Anwendung bringt. „Sie kann anwenden“ (Derrida 2000, 25), sagt Derrida. Sie kann sich an einen Text wenden. Sie kann sich mit einem Text an einen anderen wenden. Sie kann Texte ineinander wenden. Für Derrida sind Texte Material, mit dem ‚etwas anzufangen‘ ist und zwar „so, dass mit den Mitteln des Textes etwas in Gang gesetzt wird, was das im Text Ungesagte zutage treten lässt.“ (Krämer 2001, 221) Indem sie Diskurse inszeniert, kann sich etwas/ nichts oder ‚Sinn‘ ereignen...

‚Sinn‘ kann, um nicht in Verdacht der Komplizenschaft mit einem metaphysischen Bündnis von Wahrheit und Präsenz zu stehen, nur im Zuge einer supplementären Bewegung hervorgebracht werden. ‚Sinn‘ kann sich nur ereignen, wo er sich *als solcher* entzieht und ereignet sich dort, wo er sich *fast* unbemerkt hinzufügen kann. *Vielleicht* ereignet sich ‚Sinn‘ im *a* der *différance*:

„Wie fange ich es an, von dem *a* der *différance* zu sprechen? Selbstverständlich kann sie nicht exponiert werden. Man kann immer nur das exponieren, was in einem bestimmten Augenblick anwesend, offenbar werden kann, was sich zeigen kann, sich als ein Gegenwärtiges präsentieren kann, ein in seiner Wahrheit gegenwärtig Seiendes, in der Wahrheit eines Anwesenden oder des Anwesens des Anwesenden. (...) Indem sie sich zurückhält und nie exponiert, übersteigt sie genau in diesem Punkt und geregelterweise die Ebene der Wahrheit ohne sich indessen, wie etwas, wie ein mysteriöses Seiendes, im Dunkel eines Nicht-Wissens oder in einem Loch zu verbergen (...) In jeder Exposition wäre sie dazu exponiert als Verschwinden zu verschwinden. Sie liefe in Gefahr zu erscheinen: zu verschwinden.“ (Derrida 1999a, 34)

Indem Derrida sämtliche Oppositionen wie auch die einer eigentlichen und uneigentlichen, buchstäblichen und übertragenen oder wörtlichen und metaphorischen Bedeutung streicht, setzt die Lektüre dort ein, wo ‚Sprache‘ Spuren hinterlassen haben wird. Derridas *restance* kann als *Spur der Diskrepanz* zwischen einem Text und der ihm zugeordneten Bedeutung gelesen werden. Sie widersetzt sich dem in einer Interpretation zu bewahrenden ‚Sinn‘.

„Dass die Sprache in sich die Notwendigkeit ihrer eigenen Kritik birgt“ (Derrida 1976a, 429) kann als Leitfaden des zweiten Teils der Arbeit gelten. Die Sprache hätte sich selbst zu kritisieren, da kein Subjekt – *immer schon* in die Sprache eingebunden - eine Kritik der Sprache leisten kann. Es gibt kein Subjekt, das Herr über seinen eigenen Diskurs wäre. Der *zweite Teil* der Arbeit beschäftigt sich mit der Frage, wie der *Cours de linguistique generale* als ein für die Rezeption des Strukturalismus zentraler Text seinen Gegenstandsbereich der ‚Sprache‘ konstituiert. Welchem metaphysischen Erbe bleibt er verpflichtet? Welche zentralen Oppositionen werden vom *Cours* in Anspruch genommen um ‚Sprache‘ (*langue*) und ‚Sprechen‘ (*parole*) voneinander abzugrenzen? Für Derridas Auseinandersetzung mit dem *Cours de linguistique générale* ist entscheidend, dass er ihn wie jeden Text vor allem als Text behandelt, der von den vermeintlichen Intentionen seines Autors abgelöst werden kann. Die Frage, ob der *Cours de linguistique générale* die ‚wahren‘ Intentionen des Sprachwissenschaftlers Ferdinand de Saussures in einer angemessenen Form wiedergibt, stellt sich für Derrida nicht. Der

Cours bildet für Derrida nur den oberflächlichen Index einer historisch notwendigen Diskussion. Der *dritte Teil* der Arbeit fokussiert deshalb die von Derrida in der *Grammatologie* zum Vorschein gebrachte, historisch wiederkehrende Konstellation einer ‚Geschlossenheit‘ (clôture) in dem Bündnis von *phoné* und *logos*, dessen Geschichte das Verhältnis von ‚Sprache‘ und ‚Schrift‘ immer schon bestimmt hat. Derridas Kritik am Phonologozentrismus soll ebenfalls im dritten Teil aufgearbeitet werden, wobei sich die Arbeit besonders für die Frage der Implikationsverhältnisse von Phono- und Logozentrismus im Rahmen der von Derrida rezipierten linguistischen Diskussion interessiert.

I Gibt es Dekonstruktion?

“Denn gerade, weil *durch* die Sprache sich nichts mitteilt,
kann, was *in* der Sprache sich mitteilt
nicht von außen beschränkt oder gemessen werden,
und darum wohnt jeder Sprache
ihre inkommensurable einziggeartete Unendlichkeit inne.“
(Benjamin, 1992, 33)

1.1 ... übersetzen...

Bevor es die Möglichkeit der Behauptung gibt, Jacques Derridas Verhältnis zur Geschichte der Metaphysik sei von einer Art Übersetzungstätigkeit geprägt, die sich - so Geoffrey Bennington - als bloßer Sonderfall einer Lektüretätigkeit darstellt (vgl. Bennington 1994, 175) - ist zu überlegen, wie das Übersetzen als Tätigkeit konzipiert sein müsste, um als ‚Dekonstruktion‘ wirken zu können. Eine Übersetzung funktioniert traditioneller Weise aufgrund einer ‚eigentlichen‘ oder ‚ursprünglichen‘ Bedeutung, die es zu übertragen und zu bewahren gilt.¹

Diese ‚eigentliche‘ Bedeutung als übersetzbarer Wert hat ihren Ort innerhalb einer Abbildtheorie der Sprache, derzufolge Signifikate natürliche Abbilder der Gegenstände sind, die erst sekundär durch Signifikanten bezeichnet werden.

„Es sind also die Laute, zu denen die Stimme gebildet wird, Zeichen der in der Seele hervorgerufenen Vorstellungen, und die Schrift ist wieder ein Zeichen der Laute. Und wie nicht alle dieselbe Schrift haben, so sind auch die Laute nicht bei allen dieselben. Was aber durch beide an erster Stelle angezeigt wird, die einfachen seelischen Vorstellungen, sind bei allen Menschen dieselben, und ebenso sind es die Dinge, deren Abbilder die Vorstellungen sind.“ (Aristoteles, Lehre vom Satz, 16a, 4- 11)

Die Vorstellungen oder „vorsprachlichen Eindrücke der Gegenstände auf die Seele“ (Lüdemann 2011, 43) sind Abbilder der wahrgenommenen Gegenstände. Sobald diese ‚inneren Bilder‘ zu ihrer Ausdrücklichkeit der Zeichen bedürfen, entfernen sie sich von der Unmittelbarkeit ihres Zugangs zu Wahrheit und Bedeutung.

¹ „Der gängige Begriff der Übersetzung erweist sich als problematisch, beinhaltet er doch die zielgerichtete Bewegung der Wiedergabe, Rückerstattung oder Wiederherstellung: richtet man sich an diesem Begriff aus, besteht die Aufgabe darin, ein zunächst *Gegebenes* zurück- oder wiederzugeben, ein Gegebenes, das man für den Sinn hält.“ (Derrida 1997, 133)

„Übersetzung und Übersetzungssystem gibt es nur, wenn ein feststehender Code die Ersetzung oder Transformation der Signifikanten und die Bewahrung desselben Signifikats erlaubt, das immerfort *présent* ist, ungeachtet der Abwesenheit dieses oder jenes bestimmten Signifikanten.“ (Derrida 2004, 237)

„Zwischen dem Sein und der Seele, den Dingen und den Affektionen bestünde ein Verhältnis natürlicher Übersetzung oder Bedeutung; zwischen der Seele und dem Logos ein Verhältnis konventioneller Zeichengebung. Die *erste* Konvention, welche ein unmittelbares Verhältnis zur Ordnung der natürlichen und universalen Bedeutung hätte, entstünde als gesprochene Sprache. Die geschriebene Sprache hielte Konventionen fest, die miteinander weitere Konventionen eingingen.“ (Derrida 1974, 24)

Im gesprochenen Wort garantiert das Bewusstsein der Sprechenden eine Präsenz des Sinns – eine Präsenz, die jedoch von der repräsentativen Kraft der Zeichen abhängt.

„Das Zeichen, so sagt man gewöhnlich, setzt sich an die Stelle der Sache selbst, der gegenwärtigen Sache, wobei ‚Sache‘ hier sowohl für die Bedeutung als auch für den Referenten gilt. Das Zeichen stellt das Gegenwärtige in seiner Abwesenheit dar. Es nimmt dessen Stelle ein.“ (Derrida 1999a, 37)

Derridas erweiterter Begriff der Schrift demontiert das Zeichen als Abbild oder Substitut und untersucht die Funktionsbedingungen der Repräsentation - Bedingungen, die es ermöglichen, das Zeichen auf einen sekundären Repräsentanten zu reduzieren. Tatsächlich muss das Zeichen „um zu funktionieren, gleichzeitig in das eingereicht werden, was es bedeutet, und von ihm unterschieden werden.“ (Foucault 1974, 94) Entscheidend ist, dass sich unmittelbar im Zeichen die zu repräsentierende Verbindung manifestiert, die das Zeichen zu dem von ihm repräsentierten Gegenstand unterhält.

„Es muß repräsentieren, aber diese Repräsentation muß ihrerseits in ihm repräsentiert sein. (...) Vom klassischen Zeitalter an ist das Zeichen die Repräsentativität der Repräsentation, insoweit sie repräsentierbar ist.“ (Foucault 1974, 98f)

Als Bedingung seines Funktionierens fungiert eine vermittelnde Vorstellung, die in der Lage ist, eine Verbindung zwischen dem Zeichen und dem bezeichneten Ding herzustellen. Ausgehend von dieser doppelten Möglichkeit des Zeichens, sowohl auf eine Materialität als auch auf eine Idealität zu verweisen, kann dem Zeichen eine Reduktion der Differenz zwischen dem idealen Signifikat und der Materialität des bezeichneten Dings angelastet werden.

„Das Zeichen muss die Einheit einer Heterogenität darstellen, denn das Signifikat (Sinn oder Ding, noema oder Realität) ist nicht an sich Signifikant, *Spur*; sein Sinn konstituiert sich jedenfalls nicht durch sein Verhältnis zur möglichen Spur. Das formale Wesen des Signifikats ist die *Präsenz*, und das Privileg seiner Nähe zum Logos als *phoné* ist das Privileg der Präsenz. (...) Das ‚formale

Wesen' des Zeichens kann nur von der Präsenz aus bestimmt werden.“ (Derrida 1974, 35)

Diese, dem Zeichen eingeschriebene Unentschiedenheit zwischen dem zu repräsentierenden Ding und seinem Begriff erschafft die ‚eigentliche‘ Bedeutung eines Wortes als ideale Präsenz eines Seienden – eine vorgestellte Präsenz, deren formale Bedingung die Möglichkeit der Identifikation von Ding und Vorstellung (Begriff) ist. Diese Bestimmung des Sinns von ‚Sein‘ als einfache und unmittelbare Präsenz stellt Derrida mit allen Implikationen in Frage.

„Selbst wenn das Ding, der ‚Referent‘, kein unmittelbares Verhältnis zum Logos eines Schöpfergottes besitzt, in dem sein Dasein als *gesprochen- gedachter Sinn* begann, so bleibt doch in jedem Fall das Signifikat auf den (endlichen oder unendlichen) Logos im allgemeinen unmittelbar und auf den Signifikanten, das heißt auf die Exteriorität der Schrift, mittelbar bezogen.“ (Derrida 1974, 30; Hervorhebung S.H.)

Der Phono(-logo)zentrismus lebt, so Derrida, von den Versuchen der Wiederaneignung einer verlorenen Wirklichkeit in der Idealität einer Vorstellung oder eines Begriffs. Die Bestimmung des Sinns von ‚Sein‘ als sich selbst gegenwärtige Präsenz erhält die Funktion eines transzendentalen Signifikats, „welches letzten Endes dem Verweis von Zeichen zu Zeichen immer eine feste Grenze setzt. Wir haben den Logozentrismus und die Metaphysik der Präsenz als den gebieterischen, mächtigen, systematischen und nicht unterdrückbaren Wunsch nach einem solchen Signifikat identifiziert.“ (Derrida 1974, 85)

„Es muss ein transzendentales Signifikat geben, damit so etwas wie eine absolute und irreduzible Differenz zwischen Signifikat und Signifikant zustande kommt. Es ist kein Zufall, wenn das Denken des Seins als das Denken dieses transzendentales Signifikats sich vornehmlich in der Stimme kundtut.“ (Derrida 1974, 38)

‚Wahrheit‘ in Gestalt einer ‚eigentlichen‘ Bedeutung ist ein Effekt, den das Denken in Hinblick auf dieses Signifikat hervorbringt. Für den Phonozentrismus wird eine, sich selbst absolut gegenwärtige Präsenz zum Wert, der ‚Wahrheit‘ garantiert.

„Man ahnt bereits, dass der Phonozentrismus mit der historischen Sinn-Bestimmung des Seins überhaupt als *Präsenz* verschmilzt, im Verein mit all den Unterbestimmungen, die von dieser allgemeinen Form abhängen und darin ihr System und ihren historischen Zusammenhang organisieren.“ (Derrida 1974, 26)

Für Derrida existiert eine ‚eigentliche‘ Bedeutung, auf die in Form eines transzendentalen die Übersetzungsbewegung beherrschenden Signifikats rekurriert werden kann, nicht – sie ist auch nicht Gegenstand der Dekonstruktion. „Dekonstruktion hat kein spezifisches Objekt.“ (Derrida 2000, 25) Die Dekonstruktion versucht in ihrer Denkbewegung vielmehr zu zeigen, dass die ‚eigentliche‘ Bedeutung immer einen historischen Ort markiert, an dem sie in ihrer ‚Eigentlichkeit‘ historisch notwendig ist. Diese transzendentalen Signifikate, auf die hin ‚alles‘ ausgerichtet ist, beherrschen eine Traditionskette sich substituierender Zentren.

„Das Zentrum erhält nacheinander und in geregelter Abfolge verschiedene Formen oder Namen. Die Geschichte der Metaphysik wie die Geschichte des Abendlandes wäre die Geschichte dieser Metaphern und dieser Metonymien. Ihre Matrix wäre - (...) - die Bestimmung des Seins als Präsenz in allen Bedeutungen dieses Wortes.“ (Derrida 1976a, 423)

Das Signifikat eines transzendentalen Sinns

„(...) den alle Kategorien oder alle determinierten Bedeutungen, jede Lexik und jede Syntax, also jeder sprachliche Signifikant implizieren, der mit keinem von ihnen einfach verschmilzt, über den aber durch jeden von ihnen sich ein Vorverständnis gewinnen lässt, der gegenüber allen epochalen Bestimmungen, die er erst ermöglicht irreduzibel bleibt; der damit die Geschichte des Logos eröffnet und selber nur durch den Logos ist“ (Derrida 1974, 38)

strebt nach einer Geschlossenheit (*clôture*), in der die Relationen zwischen Zeichen und Welt *immer schon* determiniert sind. Derridas Spur, die nichts bestimmt und auf nichts als auf ein Geflecht von Spuren verweist, macht den Begriff des Zeichens nicht obsolet, fordert ihn aber heraus.

„Es geht keinesfalls darum, diese Begriffe ‚zurückzuweisen‘. Sie sind notwendig, und zumindest heute lässt sich für uns ohne sie nichts mehr denken. Es muss vielmehr die systematische und historische Verbundenheit von Begriffen und Gesten des Denkens evident gemacht werden, die man oft unbedenklich glaubt voneinander trennen zu können. (...) Wir können auf diese Begriffe umso weniger verzichten, als wir ihrer bedürfen, um die Erbschaft aufzulassen, zu der auch sie gehören.“ (Derrida 1974, 28)

Derridas Praxis der Lektüre verwandelt einen Text in das Gewebe der in ihm niedergelegten Spuren - in eine Form, die sämtliche Oppositionen (drinnen/draußen, eigentlich/ uneigentlich, offen/ geschlossen) streicht, indem sie den (Zeit-) Raum ihrer Faltung/Entfaltung einbezieht. Dort, im Spielraum einer ontisch-ontologischen

Differenz² siedelt sich Derridas *différance* an (vgl. Derrida 1999a, 51) - sie entfaltet eine Differ(ä)nz in der Differenz und markiert zugleich die Bewegung dieser Entfaltung. Diese Markierung fügt sich dem ‚metaphysischen‘ Text hinzu – als Markierung seiner Öffnung.³

„Mit dem Gedanken der *différance* wird die Bestimmung des Seins als Anwesendheit oder als Seiendheit erfragt. Eine solche Frage könnte hier nicht aufkommen oder verständlich sein, ohne dass irgendwo der Unterschied des Seins zum Seienden sich auftäte. Erste Konsequenz: die *différance* ist nicht. Sie ist kein gegenwärtig Seiendes, so hervorragend, einmalig, grundsätzlich oder transzendent man es wünschen mag. (...) Auf einer Seite ihrer selbst ist die *différance* gewiss nur die geschichtliche und epochale *Entfaltung* des Seins oder der ontologischen Differenz. Das *a* der *différance* markiert die Bewegung dieser Entfaltung.“ (Derrida 1999a, 50f)

Schrift, Spur, différence, gramma sind sprachliche Marken (marques), die Derrida prägt um auf textuelle Verschiebungen aufmerksam zu machen. Sie lassen sich nicht mehr ‚metaphysisch‘ von den klassischen Gegensätzen ausgehend verstehen: anwesend/abwesend, Sein/ Seiend, sinnlich/ intelligibel, Signifikat/ Signifikant und viele andere Oppositionen werden in ihrer Funktionsweise gestört, indem Derrida ihnen *etwas* hinzufügt, das nicht mehr im Rahmen dieser Logik verstanden werden kann. Denn eine dekonstruktive Lektüre „müsste es ebenso vermeiden, die binären Gegensätze der Metaphysik einfach nur zu neutralisieren, wie auch, sich einfach in dem geschlossenen Feld dieser Gegensätze anzusiedeln und sie somit zu bestätigen.“ (Derrida 1986, 86) Derridas textuelle Strategie leistet allen ‚metaphysischen‘ Versuchen einer, im Namen der Selbstpräsenz stattfindenden Wiederaneignung, Widerstand. Dekonstruktion öffnet ein Feld, dessen Spiel mit Begriffen vorhergehender Ordnungen nicht zu verstehen ist. Ein dekonstruktiver ‚Diskurs‘ wäre ein Diskurs, dessen „Autorität wieder in die Stellung eines Zeichens (marque) in der Kette zurückversetzt wird, einer Kette, in Bezug auf die er sich strukturbedingt in der Illusion befindet, sie bestimmen zu wollen“ (Derrida 1986, 120f)

„Diese gegenstrebige Gleichzeitigkeit von Sich-fügen-Müssen (in ein überliefertes philosophisches Idiom, eine Syntax, eine Lexik, eine

² „Die ontologische Differenz ist das Nicht zwischen Seiendem und Sein.“ (Heidegger 1949, 8. unveränderte Auflage 1995, 5)

³ „Was Heidegger deutlich machen will, ist dies: der Unterschied des Seins zum Seienden, das Vergessene der Metaphysik, ist verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Selbst die Spur des Unterschieds ist untergegangen. Wenn wir zugeben, dass die *différance* (selbst) anders als die Abwesenheit und die Anwesenheit (ist), wenn sie *Spuren* zeichnet, so wäre hier, was die Vergessenheit des Unterschieds (des Seins zum Seienden) betrifft, von einem Verschwinden der Spur der Spur zu sprechen.“ (Derrida 1999a, 53)

Unterscheidungsgeschichte) und Infrage-stellen-Wollen bestimmt das dekonstruktive Lesen (und Schreiben) als eine gleichermaßen genealogische und strategische Operation.“ (Lüdemann 2011, 55)

„Scheineinheiten“ und „per Analogie Unentscheidbare“ nennt Derrida diese sich produzierenden Signifikanten. Als „ökonomische Kreuzungspunkte“ und „notwendige Durchzugsorte für eine große Anzahl von Zeichen“ halten sie jedem transzendentalen Signifikat, jedem ‚eigentlichen‘ Wortsinn und jedem ‚Sagen-Wollen‘ ihren Widerstand entgegen. (vgl. Derrida 1986, 86- 90)

„Sie treten im Plural auf, denn keiner ist für sich genommen ein Haupt-Wort (maître-mot); sie stehen untereinander in Austausch, befruchten sich gegenseitig durch Pfropfung und Einfügung und geben sich dem Spiel einer unendlichen Dissemination hin: alle diese Begriffe sind ‚unhaltbar‘.“ (Kofman 2000, 35)

Da eine Übersetzung im zu dekonstruierenden Feld keine letzte Referenz in Form eines transzendentalen Signifikats zulässt, ist der ‚Übersetzung‘ als Form einer dekonstruktiven Lektüre das Übersetzen *immer schon* eingeschrieben, Übersetzen im Sinne einer dekonstruktiven Lektüre evoziert eine Bewegung - ein Spiel, in dem „jedes Signifikat auch die Rolle eines Signifikanten spielt.“ (Derrida 1986, 57)

„Tatsächlich handelt es sich bei dem, was wir eine ‚Verwindung‘ metaphysischer Begriffe, die Strategie ihrer ‚kreuzweisen Durchstreichung‘ genannt haben, jedesmal um eine Übersetzung der fraglichen Begriffe. Übersetzungen in einem bizarren Sinne, gewiß – wenn anders Übersetzen impliziert, dasselbe Signifikat beizubehalten und es mit anderen Signifikanten auszustatten, während hier derselbe Signifikant beibehalten und mit anderen Signifikaten verknüpft zu werden scheint. Vor jeder Rechtfertigung eines derartigen Verfahrens hätte man so den ‚metaphysischen‘ Begriff der Übersetzung selber schon übersetzt.“ (Bennington 1994, 180)

In einem Gespräch mit Julia Kristeva schlägt Derrida vor, den Begriff der Übersetzung durch den Begriff der Transformation zu ersetzen: „(...) geregelte Transformation einer Sprache *mittels* einer anderen, eines Textes *mittels* eines anderen.“ (Derrida 1986, 58)

„Wir haben und hatten es in Wirklichkeit nie mit einer ‚Übertragung‘ reiner Signifikate von einer Sprache in die andere oder innerhalb ein und derselben Sprache zu tun, welche durch das Mittel oder die ‚Vermittlung‘ (‚véhicule‘) der Signifikanten unberührt und unangetastet bliebe.“ (Derrida 1986, 58)

Was Derrida hier vorschlägt, ist nicht die bloße Ersetzung eines Begriffs durch einen anderen. Als Transformation „eines Textes *mittels* eines anderen“ (Derrida 1986, 58) ist die Übersetzung nicht mehr auf ‚trans-zendentale‘, einen Bereich des ‚Zwischen‘ übersteigende Signifikate ausgerichtet. Als Transformation hält sie sich ‚in-zwischen‘ auf, immer schon ihrem eigenen Begriff voraus. Als ‚Zwischen‘ den Sprachen ist ihre Wendung eine an den Text. Nicht durch ein drittes oder ‚trans-zendentales‘ vermittelt, übersetzt eine sich transformierende Bewegung Texte ineinander. Aus der Übertragung wird eine ‚Anwendung‘. In einer intertextuellen Bewegung vollzieht sich eine Wendung an den Text und eine Wendung der Texte ineinander - eine ‚Anwendung‘ unter Verzicht auf ein Angewandtes.

In einem Gespräch im Rahmen einer Tagung mit dem Titel „Applied Derrida“, das am 21. Juni 1995 an der Universität Luton in England stattfand, sagte Jacques Derrida: „Es gibt keine Dekonstruktion. Sie hat kein spezifisches Objekt. Sie kann nur Bezug nehmen auf, angewendet werden (...) Sie kann nur anwenden.“ (Derrida 2000, 25) Und Ulrike Oudée Dünkelsbühler hat in den gemeinsam mit diesem Gespräch veröffentlichten ‚Applikationen‘ dazu folgendes ergänzt:

„Übersetzung ist Anwendung par excellence. Warum? Weil es keine Theorie der Übersetzung gibt, die sich im Sinn von Regeln als Technik auf die Praxis der Übersetzung anwenden ließe. Das verbindet die Kunst (mit) der Übersetzung und Übersetzung mit Dekonstruktion.“ (Derrida 2000, 57)

Mit dem Zeichen beginnt aber nicht allein
die Reihe der publizierten Arbeiten Derridas.
Von allem Anfang an, behauptet er vielmehr,
dass das Zeichen am Anfang steht.
Es wird sich rasch zeigen,
dass es dann auch keinen Anfang,
kein Zeichen, keine Sache mehr gibt.“
(Bennington 1994, 32)

1.2 Zeichen und Ausgangspunkte

Der Eigenname als eine besondere Form des Zeichens bildet oft den Ausgangspunkt für zeichentheoretische Überlegungen. Während die Magie des Namens auf einer Idee der Einheit oder des nahtlosen Übergangs zwischen Zeichen und Welt beruht, nimmt das Zeichen mit Beginn des philosophischen Denkens die Funktion der Stellvertretung ein.

Das mythische Zeichendenken versteht das Zeichen als Zeichen einer Offenbarung. In diesen Fällen *verkörpert* das Zeichen die Unmittelbarkeit des Seins selbst. Dieses mythisch-magische Zeichenverständnis ist mit dem Zeichenbegriff der klassischen Logik und der Stellvertreterfunktion des Zeichens unvereinbar. Die Idee des Zeichens als Verkörperung einer Wahrheit wird vom Zeichen als Repräsentant, Substitut oder Supplement abgelöst. Das mythische Denken und seine magische Ineinssetzung von Zeichen und Welt finden ihr Ende in der philosophischen Reflexion auf das Zeichen in seiner stellvertretenden Funktion.

„Das, was wir gewöhnlich als ‚Aufklärung‘ bezeichnen – und zwar sowohl bei der ‚ersten‘ griechischen Aufklärung, wie dann auch bei der ‚zweiten‘ neuzeitlichen Aufklärung -, kreist um eben diesen Gravitationspunkt, an die Stelle einer magischen Ineinssetzung von Zeichen und Bezeichnetem eine klare Demarkationslinie zu ziehen. Das ist der Lebensnerv der Idee der ‚Repräsentation‘: Nicht Epiphanie, also Gegenwärtigkeit, vielmehr Stellvertreterschaft, also Vergegenwärtigung, ist das, was die Zeichen für uns zu leisten haben.“ (Krämer 2002, 323)

Die Idee der Repräsentation führt in die Welt eine Spaltung ein. Die Kluft, die eine Welt der Dinge von einer Welt der Zeichen scheidet, schafft zwei voneinander getrennte Bereiche: Materialität und Idealität, Oberfläche und Tiefenstruktur, Wahrheit und Erscheinung. Das Zeichen als Teil dieser doppelbödigen Struktur versucht zu vermitteln. Es schöpft seine Kraft aus der ontologischen Verdopplung - einer ‚metaphysischen‘ Struktur, die dem platonischen ‚Zwei- Welten-Modell‘ und einer Semiotik der

Repräsentation zugrunde liegt. Das Verhältnis der sprachlichen Zeichen zur Welt wird bei Platon im Dialog „Kratylos“ und von Aristoteles u. a. in der kurzen Schrift „Peri hermeneias“ diskutiert. Während Platon im „Kratylos“ nach dem Ursprung der sprachlichen Zeichen fragt und im Zuge dessen, die konventionellen, auf Übereinkunft beruhenden Zeichen den natürlichen Zeichen gegenüberstellt, erlaubt die Aristotelische Synthese von Logik und Ontologie einen zeichentheoretischen Zugang, dem es gelingt natürliche und konventionelle Zeichen über eine Analogie zu verbinden.

Als Ergebnis seiner Untersuchung zur Sprachtheorie des Aristoteles führt M. Fuchs an, „dass dieser seine Theorie der Sprache zwar nicht als Teil einer umfassender verstandenen Theorie der Zeichen ausweist“ (Fuchs 1999, 31) – doch findet der Begriff des Zeichens bei Aristoteles ein über die Sprache hinausreichendes Anwendungsfeld.⁴

„Der Begriff ‚Zeichen‘ bildet, genauso wie der Begriff des ‚Begriffs‘, eine Grundkategorie der Philosophie. (...) Von Zeichen zu sprechen heißt daher, nicht schon etwas Klares vorauszusetzen, von dem auszugehen wäre, sondern von Diskursen zu handeln, die ihrerseits wieder in ihre Geschichtlichkeit zurückzustellen wären, wie sich Philosophie überhaupt nur als ihre eigene Geschichte schreiben lässt.“ (Mersch 2002, 13)

Obwohl nichts ‚an sich‘ Zeichen ist, kann grundsätzlich *alles* als Zeichen verstanden werden. Die Möglichkeit *Zeichen zu sein oder als *Zeichen wahrgenommen zu werden, scheint eine universelle Eigenschaft zu sein. Dieser Universalitätsanspruch des Semiotischen findet einen Raum, der ausgefüllt werden möchte. Das Erschließen dieses Raumes, der Zeichen und Welt gleichermaßen trennt wie verbindet, ist die Geschichte der Metaphysik. Dort spukt der Geist, den die Hermeneutik in den Buchstaben entdecken will - ein Geist, der nie zur Ruhe kommen wird.

Indem die Renaissance die Zeichenhaftigkeit des Zeichens als göttliche, in den Dingen niedergelegte Schrift interpretiert, kann sie Zeichen und Welt über eine Ebene verborgener oder unverborgener Ähnlichkeiten zusammenfügen. Auf diese Konstellation folgt gegen Ende des 17. Jahrhundert und zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein epistemologischer Bruch, der eine Wissensorganisation zum Vorschein bringt, die Michel Foucault (1974) die ‚klassische episteme‘ nennt. Von nun an finden Zeichen und Dinge nicht mehr auf einer

⁴ Die Korrelation von Leib und Seele bildet die Voraussetzung sog. ‚Zeichenschlüsse‘. Diese beruhen auf verschiedenen Formen der Analogie. Fuchs (1999) führt exemplarisch den Beginn des ersten Buches der aristotelischen Metaphysik: „Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen. Ein deutliches Zeichen dafür ist die Liebe zu den Sinneswahrnehmungen.“

über Analogien strukturierten Ebene zusammen und neue erkenntnistheoretische Fragen treten in den Vordergrund.

„Vom 17. Jahrhundert an wird man sich fragen, wie ein Zeichen mit dem verbunden sein kann, was es bedeutet. Auf diese Frage wird das klassische Zeitalter durch die Analyse der Repräsentation antworten, und das moderne Denken wird mit der Analyse der Bedeutung und des Sinns antworten.“ (Foucault 1974, 75)

Die Kontinuität zwischen Zeichen und Ding wird nun über ein Repräsentationssystem garantiert, das eine Universalität der Erkenntnis anstrebt. „Das Zeichen wartet nicht schweigsam das Kommen desjenigen ab, der es erkennen kann: es bildet sich stets nur durch einen Akt der Erkenntnis“ (Foucault 1974, 93)

„Erkenntnis und Sprache sind streng miteinander verkreuzt. (...) In ihrer allgemeinsten Form bestehen Erkennen und Sprechen zunächst in der Analyse des Gleichzeitigen der Repräsentation, in der Unterscheidung ihrer Elemente, in der Feststellung der Beziehungen, die die Elemente kombinieren, und in der Feststellung der möglichen Abfolge, nach der man sie abrollen lassen kann“ (Foucault 1974, 124)

Die binäre Zeichenorganisation der klassischen Epoche verzichtet auf ein Element der Vermittlung, Zeichen und Bezeichnetes gehören einer Ordnung an. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts fügt das moderne Denken dem binären Schema der Repräsentation wieder eine dritte vermittelnde Instanz hinzu.

„Die Geburt der modernen Semiotik entspringt diesem Problem der ‚reduplizierten Repräsentation‘ indem sie die Einfachheit der Zuordnung zwischen Zeichen und Wirklichkeit in Frage stellt. Dem Dualismus fügt sie eine weitere Stelle hinzu, die freilich uneinheitlich bezeichnet wird – mal ist von ‚Bedeutung‘ die Rede, mal von ‚Interpretant‘, ‚Intention‘ oder ‚Signifikation‘ und so weiter -, so dass die Zeichenbeziehung grundsätzlich triadisch wird.“ Mersch 1998, 15f

Während der klassischen Epoche befinden sich Zeichen und Bezeichnetes auf einer Ebene. Bezeichnung und Bezeichnetes, Namen und Sein reflektieren aufeinander. „Da sie dem Bezeichneten keine andere Natur als dem Zeichen zugesteht, wird der Sinn nicht mehr als die Totalität der in ihrer Verkettung entfalteten Zeichen sein.“ (Foucault 1974, 101) Zeichen und Bezeichnetes sind füreinander vollkommen transparent – das eine ist Reflex des anderen.

„Zwischen dem Zeichen und seinem Inhalt gibt es kein vermittelndes Element, keine Undurchsichtigkeit. Die Zeichen haben also keine anderen Gesetze als die, die ihren Inhalt beherrschen können. Jede Zeichenanalyse ist gleichzeitig und mit vollem Recht die Entzifferung dessen, was sie sagen wollen. Umgekehrt wird das zum Vorschein bringen des Bezeichneten nur die Reflexion der Zeichen sein, die es bezeichnen.“ (Foucault 1974, 101)

Eine binäre Zeichenorganisation kann aber nur unter der Bedingung funktionieren, dass das bezeichnende Element im Inneren seiner selbst die Beziehung bewahrt, die es zu dem von ihm bezeichneten Element unterhält. Das Zeichen repräsentiert nicht nur das von ihm Bezeichnete, sondern zur selben Zeit auch die Verbindung, in der es steht. So sind die Repräsentationen im Zeichen „gleichzeitig Indikation und Erscheinen, Beziehung zu einem Gegenstand und Manifestation ihrer selbst“ (Foucault 1974, 99).

„Es (das Bezeichnende Anm.: S.H.) wird nur unter der Bedingung dazu, dass es unter anderem die Beziehung manifestiert, die es mit dem verbindet, was es bezeichnet. Es muss repräsentieren, aber diese Repräsentation muss ihrerseits in ihm repräsentiert sein. (...) Die bezeichnende Idee spaltet sich, denn über die eine andere ersetzende Idee legt sich die Vorstellung ihrer repräsentierenden Kraft.“ (Foucault 1974, 98f)

Bedingung und Grundlage einer binären Zeichenkonzeption sind die Gleichzeitigkeit von Denken und Bezeichnen, sowie der für die Klassik markante Rekurs des Zeichens auf seine eigene Funktion.⁵ Während das Zeichen der Renaissance eine im Element der Ähnlichkeit gesicherte ‚natürliche‘ Verbindung zu dem von ihm Bezeichneten unterhielt, muss in der klassischen Epoche eine ‚natürliche‘ Ordnung durch eine ‚vernünftige‘ Ordnung ersetzt werden. Diese ‚vernünftig‘ festgesetzte Ordnung bildet ein arbiträres System von Zeichen, das so konstruiert sein muß, das es dem Denken über seine eigene Analyse ermöglicht, die Gesetze der Natur zu erkennen. ‚Natürlich‘ und ‚vernünftig‘ bilden im System der ‚klassischen episteme‘ keinen Widerspruch.

„Als natürliches ist das Zeichen nichts anderes als ein den Dingen entnommenes Element und gewissermaßen ein durch Erkenntnis konstituiertes Zeichen. (...) Ein willkürliches Zeichen muß die Analyse der Dinge in ihren einfachsten Elementen gestatten. (...) ‚Arbiträr‘ steht nicht im Gegensatz zu ‚natürlich‘, es sei

⁵ Mit Foucault „(...) könnte man sagen, dass die klassische Sprache nicht existiert, dass sie aber funktioniert. Ihre ganze Existenz besteht in ihrer repräsentierenden Rolle, wird darin mit Exaktheit abgegrenzt und erschöpft sich schließlich darin. Die Sprache hat keinen anderen Ort mehr als die Repräsentation und keinen Wert außerhalb dieser“ (Foucault 1974, 115)

denn man will die Weise bezeichnen, in der die Zeichen festgesetzt worden sind.“
(Foucault 1974, 96)

Das konstituierende Moment ist in beiden Fällen eine Erkenntnis: ob eine ‚natürliche‘ oder eine ‚vernünftige‘ Verbindung erkannt wird, hat im System der ‚klassischen episteme‘ keine Folgen. „Sobald eine Repräsentation mit einer anderen verbunden ist und in sich selbst diese Verbindung darstellt, handelt es sich um ein Zeichen.“ (Foucault 1974, 100) Während ‚natürliche Zeichen‘ einer bestehenden Ordnung entnommen werden, stellen arbiträre Zeichen diese Ordnung in ihrer ‚Natürlichkeit‘ her.

„Im klassischen Zeitalter verflochten sich das Erkennen und das Sprechen in einem gleichen Gewebe. Es handelt sich für das Wissen und die Sprache darum, der Repräsentation Zeichen zu geben, durch die man sie nach einer *notwendigen* und sichtbaren Ordnung abrollen kann.“ (Foucault 1974, 126f, Hervorhebung von mir, S.H.)

Das binäre Schema der klassischen Zeichentheorie bringt zwei über ihre Relation determinierte Einheiten in ein Verhältnis der Repräsentation. Da die ‚klassische episteme‘ ihre Zeichentheorie in einer allgemeinen Theorie der Repräsentation begründet, war es „notwendig, dass die klassische Zeichentheorie sich als Grundlage und philosophische Rechtfertigung eine ‚Ideologie‘ gab“ (Foucault 1974, 102) – eine ‚Ideologie‘, in der u. a. das Verhältnis von Sprache und Schrift (wie auch das Verhältnis aller anderen Repräsentationen) immer schon vorgezeichnet war.⁶

Diese ‚Ideologien‘ lassen sich in einen systematischen Zusammenhang mit der von Derrida konstatierten Geschlossenheit der Metaphysik bringen. Michel Foucaults und Jacques Derridas divergierende Anliegen finden hier für einen Moment zusammen. Sie treffen sich in dem Wunsch (von Derrida ausgehen formuliert), die **Geschichte* als geschriebene Geschichte *neu* zu lesen.

„Es handelte sich darum, diese Geschichte in einer Diskontinuität zu analysieren, die keine Teleologie von vornherein reduzieren würde; sie in einer Streuung festzustellen, die kein vorher bestehender Horizont umschließen könnte; sie sich

⁶ „Die abstrakte Idee bedeutet die konkrete Perzeption, von der sie gebildet worden ist (Condillac); die allgemeine Idee ist nur eine besondere Idee, die den anderen Zeichen als Zeichen dient (Berkeley); die Vorstellungen sind Zeichen der Wahrnehmungen, von denen sie ausgegangen sind (Hume, Condillac); die Empfindungen sind Zeichen voneinander (Berkeley, Condillac); und schließlich können sie Empfindungen wie bei Berkeley selbst die Zeichen dessen sein, was Gott uns sagen will, was aus ihnen gewissermaßen die Zeichen einer Gesamtheit von Zeichen machte.“ (Foucault 1974, 100)

in einer Anonymität entfalten zu lassen, der keine transzendente Konstitution die Form des Subjekts auferlegen würde; sie für eine Zeitlichkeit zu öffnen, die nicht die Wiederkehr einer Morgenröte versprache.“ (Foucault 1973, 289)

Ich möchte mir nun die Frage stellen, wie es um die Eigennamen als besondere Formen der Bezeichnung und ihr logozentristisches Erbe⁷ bestellt ist, wenn die Kontinuitätsannahme zwischen Sprache und Sein durch eine relationale Struktur ersetzt wird. Wird der Eigenname einer logozentristischen Tradition entnommen, dann müsste er als *telos* der Sprache in der Lage sein, eindeutig zu bezeichnen. Dieser idealerweise transparente Bezeichnungsvorgang soll den ursprünglich nahtlosen Übergang zwischen Sprache und Welt wiederherstellen.

„(...) die Möglichkeit einer eigentlichen Benennung muss als der Prototyp der Sprache gelten, als solcher aber der Sprache ihr ‚telos‘ vorzeichnen können. Die theoretischen Anforderungen, vor die uns die Sprache stellt, mögen noch so komplex sein – regulatives Ideal kann und muss das einer eigentlichen Benennung bleiben, wenn möglich der Wahrheit selbst“ (Bennington 1994, 113)

In der logozentristischen Tradition der abendländischen Metaphysik wird den Eigennamen eine besondere Autorität zugesprochen - denn mit ihnen steht die unmittelbare Evidenz einer ‚Wahrheit‘ auf dem Spiel. Derrida schreibt:

„Wir sehen, dass der Name, insbesondere der Eigen-Name, immer von einer Kette oder einem System von Differenzen umgeben ist. (...) Eine eigentliche Bedeutung gibt es nicht, ihr ‚Schein‘ ist eine notwendige Funktion“ (Derrida 1974, 162)

Von einer anderen Seite aus betrachtet, fehlt den Eigennamen ein Grad an Abstraktion oder Allgemeinheit, den es bedarf um intersubjektive Eindeutigkeit herstellen zu können. Der Eigenname ist also in seiner ‚reinen Form‘ nicht mit den kommunikativen Grundanforderungen der Sprache kompatibel.

Obwohl es den Anschein haben könnte, der Eigenname entziehe sich dem Spiel der Differenzen; er „gehöre dem Sprachsystem nicht an und in ihm sei daher ein gegen die *différance* resistenter, weil das Gewebe der Sprache an einen festen Ort in der Welt zurückbindender Fixpunkt auszumachen“ (Bennington 1994, 177f), ist er von den

⁷ „Für Derrida steht mit dem Namen, als einer vermeintlich ursprünglichen und ‚eigentlichen‘ Bezeichnung „nichts Geringeres als der Grundstein des Logozentrismus auf dem Spiel“ (Bennington 1994, 114)

Gesetzen des Gebrauchs und der Konvention nicht unabhängig. Eigennamen sind also nicht das Ergebnis einer ersten Offenbarung, sondern wie jedes Zeichen einem differentiell-differenzierenden System eingeschrieben. „Es ist unmöglich, sich zu verstehen und sich zu verständigen, wenn es nichts gibt als Eigennamen – und es ist gleichfalls unmöglich, sich zu verstehen und sich zu verständigen, wenn es Eigennamen nicht mehr gibt.“ (Derrida 1997, 121) Eng mit seinen Reflexionen auf das Zeichen verbunden, entwickelt Derrida ein Verständnis des Eigennamens, das den Eigennamen in einem Gewebe von Spuren situiert. Dem absoluten Vokativ - der reinen Anrufung eines Anderen als Anderen - steht eine ursprüngliche Gewalt der Sprache gegenüber, „die darin besteht, den absoluten Vokativ in eine Differenz einzuschreiben.“ (Derrida 1974, 197)

„Der Tod der absolut eigenen Benennung, die in einer Sprache den Anderen als reinen Anderen wiedererkennt und ihn anruft als das, was er ist, dieser Tod ist der Tod des reinen Idioms, welches dem Einzigen vorbehalten bleibt.“ (Derrida 1974, 194)

Sobald sich der Eigenname in einer Sprache *als solcher* zu erkennen gibt, ist er in ein System von Differenzen eingeschrieben. *Als solcher* gibt er sich zu erkennen und gleichzeitig preis. Als iterierbares Zeichen hat er den Status eines reinen Idioms verloren. Der Eigenname hat also *immer schon* begonnen seine scheinbare Singularität und absolute Differenz in der relational konstituierten idealen Identität eines Zeichens aufzulösen.

„Man kann ein Wort nur verstehen, weil es wiederholt werden kann: sobald ich spreche, bediene ich mich wiederholbarer Worte und die Einzigartigkeit verliert sich in dieser Iterabilität. Ebenso kann das Ereignis, wenn es erscheint, nur um den Preis erscheinen, dass es bereits in seiner Einzigartigkeit wiederholbar ist.“ (Derrida 2003a, 36)

Die erst nachträglich, sich zu erkennen gebende Relation eines ‚ersten‘ Mals zu seiner Wiederholung veranlasst den Bruch mit einem linearen Zeitgeschehen. Derrida weigert sich der „klassisch anerkannten Struktur des Zeichens“ Tribut zu zollen und das Zeichen „von der Präsenz, die es aufschiebt, ausgehend und im Hinblick auf die aufgeschobene Präsenz, nach deren Wiederaneignung man strebt“ zu denken. (Derrida 1999a, 38)

Diese metaphysische Tradition versteht das Zeichen als einen Ort des Übergangs, als provisorischen Verweis auf eine verlorene und wieder anzueignende Präsenz. So schiebt „die Zirkulation der Zeichen den Moment auf, in dem wir der Sache selbst begegnen könnten, uns ihrer bemächtigen, sie verbrauchen oder sie verausgaben, sie

berühren, sie sehen, eine gegenwärtige Anschauung von ihr haben könnten.“ (Derrida 1999a, 38)

„Die Zeit des Zeichens ist dann eben die Zeit des Verweises. Es bedeutet Selbstpräsenz, es verweist die Präsenz auf sich selbst, es organisiert den Kreislauf seines Vorrats. Seit jeher wird die Bewegung der verlorenen Präsenz schon den Prozess ihrer Wiederaneignung eingeleitet haben.“ (Derrida 1999c, 94f)

Da „die Thematik des Zeichens seit nahezu einem Jahrhundert den Todeskampf einer Tradition darstellt, die vorgab, den Sinn, die Wahrheit, die Präsenz, das Sein usw. der Bewegung der Bedeutung zu entziehen“ (Derrida 1974, 29) ist es für Derrida naheliegend am Zeichen anzusetzen: es bildet den Ort seiner Intervention. Während die Metaphysik daran glaubt, das Repräsentierte im Zeichen wieder zu finden, das Zeichen als Substitut anerkennt oder den Verlust im Zeichen sublimiert, ist für Derrida das im Zeichen unwiederbringlich Verlorene der Beginn und der Antrieb eines Spiels - ein Spiel, in dem „jedes Signifikat auch die Rolle eines Signifikanten spielt.“ (Derrida 1986, 57)

„Denn der ökonomische Charakter der *différance* impliziert keineswegs, die aufgeschobene Gegenwart lasse sich immer wieder finden, es handele sich nur um eine Besetzung, die vorläufig und ohne Verlust die Vergegenwärtigung der Gegenwart, die Wahrnehmung des Gewinns oder den Gewinn der Wahrnehmung verzögere. Entgegen der metaphysischen dialektischen ‚Hegel’schen‘ Interpretation der ökonomischen Bewegung der *différance*, muß man hier ein Spiel zulassen (...) die *différance* bezieht uns auf das, was auch wenn wir es notwendig nicht wahrhaben wollen, die Alternative von Gegenwart und Abwesenheit überschreitet.“ (Derrida 1999a, 49)

Der Gegenwärtigkeit des Gegenwärtigen, die im Schutze der Repräsentation durch das Zeichen weiterlebt, stellt sich Derrida entgegen. Denn für Derrida steht „die Repräsentation eines linearen und kreisförmigen Abschlusses, der einen homogenen Raum umschließt“ auf jeden Fall unter Verdacht „die Auto-Repräsentation der Philosophie im Rahmen ihrer onto- enzyklopädischen Logik“ zu sein. (Derrida 1998, 209) Die von Derrida in Anspruch genommene ‚clôture‘ ist keine kreisförmige, ein homogenes Feld umschließende Grenze, die zum Beispiel den Bereich des Transzendentalen von der empirischen Vermittlung absondert. Derridas ‚invaginierte‘ Grenzen⁸ (eher Grenzwerte oder ‚Randgänge‘) lassen sich als Figuren beschreiben, die das Wesentliche, Eigentliche,

⁸ „Der ‚Abschluss‘ ist hier keine kreisförmige Grenze, die ein homogenes Feld einzäunt, sondern stellt eine gewundene Struktur dar, die ich heute – um auf eine andere Figur zu rekurrieren – ‚invaginiert‘ nennen möchte“ (Derrida 1998, 209)

Innere über sich selbst hinaustreiben, um es ihren Grenzwert überschreitend und sich selbst modifizierend wieder eintreten zu lassen. Diese Bewegung

„(...) kann man deshalb nicht in ihrem begrifflichen Gehalt zusammenfassen, weil die Kraft und die Form ihrer Disruption den semantischen Horizont sprengen. (...) Das Supplement und die Turbulenz eines gewissen Mangels sprengen die Grenze des Textes, verbieten dessen allumfassende Formalisierung oder zumindest die sättigende Taxinomie seiner Themen, seines Signifikats, seiner Bedeutung.“ (Derrida 1986, 94f)

Geoffrey Bennington, der in seinem Text „Derridabase“ den Versuch unternimmt, das Denken Derridas in seinen allgemeinsten Zügen zu systematisieren, fordert Derrida im Rahmen einer freundschaftlichen Wette auf, einen weiteren Text zu schreiben, der seiner Systematisierung zugleich widersteht und ihr antwortet – sie überschreitet. Bennington ging es darum zu zeigen „inwiefern ein derartiges System wesentlich offen bleiben muß“ (Bennington 1994, 7) und scheut sich daher auch nicht, von sich selbst widersprechenden Aussageweisen Gebrauch zu machen. Im Gegenteil, an ihnen entwickelt er seinen Versuch einer Systematik, zu deren Überschreitung Derrida aufgefordert wird. Zu Derridas Verhältnis zum Begriff des Zeichens schreibt Geoffrey Bennington:

„Mit dem Zeichen beginnt aber nicht allein die Reihe der publizierten Arbeiten Derridas. Von allem Anfang an, behauptet er vielmehr, dass das Zeichen am Anfang steht. Es wird sich rasch zeigen, dass es dann auch keinen Anfang, kein Zeichen, keine Sache mehr gibt.“ (Bennington 1994, 32)

Möglicherweise leistet Benningtons kalkulierte unbedachte Ausdrucksweise einigen Missverständnissen Vorschub - zum Beispiel dem, das besagt, Derrida hätte den Begriff des Zeichens durch den Begriff der Schrift ersetzt. Zweifellos stehen Derridas Reflexionen auf den Begriff des Zeichens in einem Zusammenhang mit der Entwicklung seines erweiterten Schriftbegriffs. Doch Derrida hat den Begriff des Zeichens nicht abgeschafft – er hätte das weder für *notwendig*, noch für *möglich* gehalten.

„Es ist sinnlos, auf die Begriffe der Metaphysik zu verzichten, wenn man die Metaphysik erschüttern will. Wir verfügen über keine Sprache – über keine Syntax und keine Lexik -, die nicht an dieser Geschichte beteiligt wäre. Wir können keinen einzigen destruktiven Satz bilden, der nicht schon der Form, der Logik, den impliziten Erfordernissen dessen sich gefügt hätte, was er gerade in Frage stellen wollte.“ (Derrida 1976a, 425)

Obwohl Derrida die repräsentative Funktion des Zeichens nicht zum Maßstab nimmt, zieht er daraus nicht die Konsequenz, auf den Begriff des Zeichens verzichten zu können. Als Mittler zweier Welten wird das Zeichen ausgehend von einer Trennung gedacht. Es verbindet und trennt zwei Bereiche, die sich gegenüber stehen – wir können diese Bereiche, wie es allgemein üblich ist, das Sinnliche und das Intelligible nennen. Derrida weist explizit darauf hin, „dass der Begriff des Zeichens von sich aus den Gegensatz von Sinnlichem und Intelligiblem nicht überwinden kann.“ (Derrida 1976a, 426) Das Zeichen hat als Grenzgänger an beiden Reichen Anteil.

„Ob es nun in den Dienst der Idealität oder der Materialität, (...), tritt - das Zeichen hat den Ansprüchen des gegnerischen Reiches Rechnung zu tragen. Der Idealismus muß das Risiko eingehen, zu sprechen oder zu schreiben (...) und daher den Geist in einem wie auch immer geringen Maße einem wie auch immer flüchtigen materiellen Träger anvertrauen; und der Materialismus muss wohl oder übel auf Idealitäten rekurrieren, um Bedeutung zu generieren.“ (Bennington 1994, 36)

Während ein in der Philosophiegeschichte gut abgesichertes Bündnis der phonischen Substanz mit der unter dem Begriff des Logos versammelten Einheit von Rationalität und Selbstbewusstsein eine idealistische Position besetzt und dem Signifikat eine bevorzugte Stellung einräumt – gilt Derrida der Vorwurf, er hätte Signifikate abgeschafft und sich einem Materialismus verpflichtet, der den kontingenten Signifikanten uneingeschränkte Macht einräumt. Da man es, wie Derrida feststellt, „bei einem philosophischen Gegensatz nicht mit der friedlichen Koexistenz eines Vis-à-vis, sondern mit einer gewaltsamen Hierarchie zu tun hat“ (Derrida 1986, 88), muss die Antwort auf die Frage nach Identität und Status des Zeichens zunächst immer auf Varianten der zwei Positionen (Idealismus bzw. Materialismus) reduziert werden. Sobald die Identität eines Zeichens zur Disposition steht, befinden wir uns im Zirkel metaphysischen Fragens, obwohl wir bereits wissen, dass sich die Zeichenhaftigkeit des Zeichens einer Wesensbestimmung entzieht: Spielen wir es noch einmal durch, da der Vorgang des Wiederholens auf supplementäre Weise ‚Sinn‘ hervorbringt und fragen trotzdem: Was ist ein Zeichen und was verleiht dem Zeichen seine Identität? Woran erkennen wir ein Zeichen als *Zeichen und können wir einen Namen als *Namen erkennen? Die Identität eines Zeichens über seine materielle Eigenart zu begründen, reicht nicht aus, denn es gibt kein Zeichen, das, selbst wenn es lesbar bleibt, durch alle seine Wiederholungen hindurch mit sich selbst identisch ist.

„Ein Signifikant (...) muss trotz der Verschiedenartigkeit der empirischen Merkmale, die ihn modifizieren können, und durch sie hindurch in seiner Gestalt erkennbar sein. Er muss trotz der Verzerrungen, die das, was man das empirische Ereignis nennt, ihn notwendig erleiden lässt, und durch sie hindurch derselbe bleiben und als solcher wiederholt werden können.“ (Derrida 2003b, 69)

Auch Eigennamen sind über eine Anzahl von Wiederholungen konstituiert und nicht in der Singularität einer Gegenwart aufzulösen.

„Ein Zeichen ist niemals ein Ereignis, wenn Ereignis unersetzliche und unumkehrbare empirische Einmaligkeit bedeutet. Ein Zeichen, das nur ‚einmal‘ stattfindet, wäre kein Zeichen. Ein rein idiomatisches Zeichen wäre kein Zeichen.“ (Derrida 2003b, 69)

Zu sagen, die Identität eines Zeichens sei durch seine Verknüpfung mit einer bestimmten Vorstellung oder einem identifizierbaren Referenten garantiert, lässt vollkommen außer Acht, dass diese Verknüpfung beliebig ist. Aufgrund ihrer Beliebigkeit kann sie nicht der Identität des Zeichens vorausgehen. Man kann sich also der Bedeutung eines Zeichens erst vergewissern, wenn seine Identität gesichert ist.

„Ein Signifikant ist von Anfang an die Möglichkeit seiner eigenen Wiederholung, seines eigenen Abbildes oder seiner Ähnlichkeit mit sich selbst. Das ist die Bedingung seiner Idealität. Was ihn als Signifikant ausweist und ihm als solchem seine Funktion gibt und ihn auf ein Signifikat bezieht, kann aus denselben Gründen niemals eine ‚einzigartige und besondere Wirklichkeit‘ sein. Von dem Augenblick an, wo das Zeichen in Erscheinung tritt, das heißt seit je, besteht keine Möglichkeit, die reine ‚Wirklichkeit‘, ‚Einzigartigkeit‘ und ‚Besonderheit‘ ausfindig zu machen.“ (Derrida 1974, 165)

Wird die Identität eines Zeichens durch eine Serie von Wiederholungen hervorgebracht, dann ist seine Identität nicht substantiell und die Idealität des Zeichens funktional zu verstehen.

„Diese Idealität jedoch, die nur ein Name für die Ständigkeit des Selben und die Möglichkeit seiner Wiederholung ist, existiert nicht in der Welt und kommt auch nicht aus einer anderen Welt. Sie hängt voll und ganz von der Möglichkeit von Akten einer Wiederholung ab. Ihr ‚Sein‘ entspricht dem Maß des Wiederholungsvermögens. Die absolute Idealität ist das Korrelat einer Möglichkeit endloser Wiederholung.“ (Derrida 2003b, 73)

Wir können also weder sagen, „dass das Zeichen seine Identität dem Signifikanten verdankt“ (Bennington 1994, 39), noch dass seine Identität irgendwo in der Welt

verankert ist. Diese strukturelle Verschränkung von Idealität und Materialität, Transzendentalität und Endlichkeit wird von Derrida über die *différance* diskutiert. Mit der *différance* hat die Dekonstruktion des klassischen Zeichenbegriffs begonnen: „Nicht nur gibt es kein Reich der ‚*différance*‘, sondern diese stiftet zur Subversion eines jeden Reiches an.“ (Derrida 1999a, 51) Auf seinem Weg zu zeigen, „dass es kein transzendentales oder privilegiertes Signifikat gibt und dass das Feld oder das Spiel des Bezeichnens von nun an keine Grenzen mehr hat“ (Derrida 1976a, 425), schafft Derrida Signifikate nicht ab, sondern befragt die ihnen zugesprochene Evidenz – eine Evidenz, die bereits brüchig geworden ist. Derridas Signifikate sind Signifikanten zweiter Ordnung. In der *Grammatologie* heißt es:

„Dass das Signifikat ursprünglich und wesensmäßig (...) Spur ist, dass es sich *immer schon in der Position des Signifikanten* befindet – das ist der scheinbar unschuldige Satz, in dem die Metaphysik des Logos, der Präsenz und des Bewusstseins die Schrift als ihren Tod und ihre Quelle reflektieren muß.“ (Derrida 1974, 129)

Als Signifikant eines Signifikanten ist das Signifikat in eine Struktur des Entzugs eingeschrieben. Jacques Derrida gibt dieser Struktur den Namen der *Spur*. Diese Struktur, die eine Öffnung für das Begehren nach einem transzendentalen Signifikat schafft, bietet uns anders gewandt, eine reflexive Struktur für das Erschließen einer wesentlichen Nicht-Ursprünglichkeit oder ursprünglichen Nicht-Wesentlichkeit des Zeichens an.

„Die Spur ist nicht nur Verschwinden des Ursprungs, sondern besagt hier - (...) - dass der Ursprung nicht einmal verschwunden ist, dass die Spur immer nur im Rückgang auf einen Nicht-Ursprung sich konstituiert hat und damit zum Ursprung des Ursprungs gerät.“ (Derrida 1974, 107f)

„Die Spur ist nichts, ist nicht ein Seiendes;
sie übersteigt die Frage Was ist –
und macht sie vielleicht erst möglich.“
(Derrida 1974, 131)

1.3 ... lesen

Von der *Asche* schreibt Derrida, sie wäre unter Umständen „das beste Paradigma der Spur“ (Derrida 1988, 27). Asche - eine Spur, die *nichts* preisgibt und sich darin erschöpft Zerfall anzuzeigen.

„Da ist die Asche: das was bewahrt, um gerade nichts zu bewahren, wobei es den Rest der Verschwendung weihet; und das ist nicht mehr jemand, der verschwunden ist und da Asche hinterläßt, sondern nur sein Name, der aber unleserlich ist.“ (Derrida 1988, 17f)

Die Frage, wie es möglich ist zu gedenken, ruft den Ort eines Zeichens auf. Der Asche gedenken, einen Ort bewahren, dem Gedenken einen Ort und einen Namen geben... wie der Asche gedenken? *Asche* - die Rede von Asche ruft an „was durch das Feuer zur Zerstreuung ohne Rückkehr bestimmt ist“ (Derrida 1988, 23) - Zerstreuung der Asche in sich selbst, in Feuer und Wind.

Im Prolog zu „Feuer und Asche“ erzählt Derrida die Geschichte einer Redewendung...⁹

Il y a la cendre - es gibt da Asche. Nicht zufällig unterläuft sie Derrida vielleicht zum ersten Mal in „Dissemination“ ... wenn Schrift *nichts* bewahrt...dann *Asche*.

„Diskret verbreitet bringt die Dissemination so in die Redewendung von fünf Wörtern, was durch das Feuer zur Zerstreuung ohne Rückkehr bestimmt ist, die Pyrifikation dessen, was nicht bleibt und zu niemandem zurückkehrt.“ (Derrida 1988, 23)

Asche... gibt sie uns *nichts* zu verstehen?

⁹ „Vor mehr als 15 Jahren ist mir eine Redewendung wie gegen meinen Willen unterlaufen, vielmehr wieder unterlaufen, eine einzigartig kurze, beinahe stumme Redewendung. Ich glaubte, dass sie geschickt kalkuliert, gemeistert, bezwungen sei, so als hätte ich sie mir auf immer und ewig angeeignet. Seitdem muss ich mich ohne Unterlass überzeugen lassen: Die Redewendung entbehrte aller Autorisierung, sie hatte ohne mich gelebt. Sie hatte immer allein gelebt. Das erste Mal (War es das erste Mal?) war es also vor 15 Jahren, am Ende eines Buches: *La dissémination*. In einem Abschnitt voller Danksagungen, in dem Moment, wo ein Buch jenen gewidmet, übergeben oder zurückgegeben wird, die bekannt oder unbekannt – es einem zuvor gegeben haben.“ (Derrida 1988, 5)

+ „Nein, die Redewendung sagt nicht was sie ist, sondern was sie war (fut), und da dieser Ausdruck von Ihnen seit geraumer Zeit bereits so oft benutzt worden ist, mögen Sie nicht vergessen, dass er des Feuers (feu) gedenkt“ (Derrida 1988, 19)

Asche spricht von der Affirmation des Feuers und erzählt von der Unaufhebbarkeit des ihr äußerlichen Verlusts. Das Zeugnis der Asche und ihre Spur bringen das Feuer, das Ereignis der Katastrophe als Abgründigkeit hervor.

„Da läßt die Einäscherung des bestimmten Artikels die Asche selbst als Asche zurück.“ (Derrida 1988, 35) In der Berührung zerfällt sie – „sie zerfällt jedoch nicht zu Asche, sie verliert sich (...) bis zur Asche ihrer Asche.“ (Derrida 1988, 27) Asche.... „Zeichen des Vorübergegangenseins“ (Derrida 1988, 26)...

„Die Sache, von der man nichts weiß, nicht welche Vergangenheit diesen grauen Staub aus Wörtern noch trägt, nicht welche Substanz darin aufgezehrt wurde, bevor sie darin erlosch (...) wird man von einer solchen Sache noch sagen, dass sie eine Identität selbst als Asche wahr? (Derrida 1988, 25f)

>fut< (sie war) und >feu< (Feuer) bleiben voneinander über eine Bewegung der *différance* getrennt/ verbunden. Leiser Unterschied, Spur eines Unterschieds. Und die Kluft der *différance* zwischen Sein und Seiendem bringt *nichts* als Asche hervor – ein Nichts, das erscheint indem es sich entzieht.¹⁰

Nichts als Asche kann sich nur von sich selbst abweichend nennen lassen und mit der *différance* „den Namen des Namens in Frage stellen“ (Derrida 1999a, 56) Doch „Für uns bleibt die *différance* ein metaphysischer Name und alle Namen, die sie in unserer Sprache erhält, sind immer noch qua Namen metaphysisch.“ (Derrida 1999a, 55)

„Ich verstehe, dass die Asche nichts ist, was noch am Leben (au monde) ist, nichts, was als ein Seiendes bleibt. Sie ist vielmehr das Seiende, das es gibt – es ist ein Name des Seins, das es da gibt, aber das, indem es sich gibt (...) nichts ist, jenseits von allem bleibt, was ist (...) unaussprechbar bleibt, um das Sagen möglich zu machen, während es nichts ist.“ (Derrida 1988, 59)

¹⁰ „Die ontologische Differenz ist das Nicht zwischen Seiendem und Sein.“ (Heidegger 1949, 8. unveränderte Auflage 1995, 5)

„Was Heidegger deutlich machen will, ist dies: der Unterschied des Seins zum Seienden, das Vergessene der Metaphysik, ist verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Selbst die Spur des Unterschieds ist untergegangen. Wenn wir zugeben, dass die *différance* (selbst) anders als die Abwesenheit und die Anwesenheit (ist), wenn sie *Spuren* zeichnet, so wäre hier, was die Vergessenheit des Unterschieds (des Seins zum Seienden) betrifft, von einem Verschwinden der Spur der Spur zu sprechen.“ (Derrida 1999a, 52)

„Die Asche als Haus des Seins...“ (Derrida 1988, 25) Die Geschichtlichkeit selbst hat sich – so Derrida - „durch die ontologische Differenz hindurch produziert“ (Derrida 1999a, 51).

+ „Es gibt da Asche, eine Redewendung spricht so aus, was sie tut, was sie ist. Sie wird in Sekunden- Schnelle eingäschert, vor Ihren Augen: eine unmögliche Mission“ (Derrida 1988, 19) Der Verweis auf einen Ort, an dem es Asche gäbe – verschwindet in der Stimme – *Il y a là cendre* - entzieht sich über den Weg der Verlautbarung einer Schrift:

„Es gibt da Asche. Beim Hören läuft der bestimmte Artikel >la</>die< Gefahr, den Ort, die Erwähnung oder das Gedenken des Ortes, das Adverb >là< zum Erlöschen zu bringen...“ (Derrida 1988, 5)

„Man durfte beim Entziffern das Gleichgewicht zwischen Auge und Ohr nicht verlieren“ (Derrida 1988, 15) schreibt Derrida. *Il y a là cendre* - eine Redewendung, die vom Anderen her kommend, uns zu lesen gibt.

„Allein beim Hören, mit geschlossenen Augen, liebte ich es, mich damit zu beruhigen, die Asche zu murmeln, wobei ich dieses >là</ >da<, ja mit dem weiblichen Singular eines bestimmten Artikels vermengte.“ (Derrida 1988, 15)

Eine fragile Behauptung, dass es da Asche gäbe: „Die Asche ist nicht hier, sondern es gibt da *Asche*.“ (Derrida 1988, 17) War *Asche* jemals und war sie jemals sie selbst?

„Es gibt da Asche, sprich, die Asche ist nicht, sie ist nicht das was sie ist. Sie bleibt zurück von dem, was nicht ist, um als bröckeliger Grund von ihr nur Nicht-Sein und Ungegenwärtigkeit in Erinnerung zu rufen. Das Sein ohne Gegenwärtigkeit ist nicht dagewesen und wird nicht mehr da sein, wo es die Asche gibt und dieses *andere* Gedächtnis spricht.“ (Derrida 1988, 23; Hervorhebung S.H.)

Dieses *andere* Gedächtnis bewahrt die Spur einer Differenz. „Und die Differenz kann, wie sich immer stärker zeigen wird, nicht ohne die Spur (trace) gedacht werden.“ (Derrida 1974, 99) Der Asche voran die disseminale Kraft des Feuers, die Bewegung einer ‚ursprünglichen‘ *différance*.

Asche, von Derrida niemals in den Dienst eines Paradigmas gestellt, fungiert als Bild für die Irreduzibilität einer Spur, einer sich irreduzibel materialisierenden *Spur*, einer *Schrift*. *Asche*, die nicht mehr zwischen Materie (hylé) und Form (morphé) unterscheidet – ihre Opposition übersteigt und sie als Differenz bewahrt.

Asche, die „wenn man daran nur rührt, zerfällt; sie zerfällt jedoch nicht zu Asche, sie verliert sich, und zwar bis zur Asche ihrer Asche...“ (Derrida 1988, 27)

Jeder Text - einmal geschrieben - ist seiner Verlautbarung preisgegeben, er ist ein Ort stummer Stimmen, die *immer schon* begonnen haben, sich ihren Weg zu bahnen. Stimmen, die auf den Appell eines Textes antworten. Ein Appell, der mit dem Ruf nach Übersetzung verbunden bleibt.¹¹

Stimmen, „die eine Schrift auf dem Körper ausarbeiten“ (Derrida 1988, 7) und dem Text ein Gewicht geben. „Nicht um das Buch durch den Schauplatz der Stimme zu ersetzen, sondern um dem einen und dem anderen in dem Maße, wie sie sich gegenseitig anregen und ankurbeln, seinen Raum oder vielmehr sein entsprechendes Volumen zu geben.“ (Derrida 1988, 7)

Den Text „Feuer und Asche“ - von dem hundert Exemplare der ersten Auflage¹² gemeinsam mit der auf einer Tonkassette archivierten Verlautbarung des Textes durch Carole Bouquet und Jacques Derrida erschienen sind – konzipiert Derrida als Polylog. Die Unentschiedenheit und Überdeterminiertheit in den Stimmen verweisen auf zu gewichtende Leerstellen einer ihrer Verlautbarung zuvorkommenden Schrift. Die Verausgabung der Stimmen, die zu viel und zu wenig zugleich sagen: „eine unmögliche Verlautbarung von zugleich unauffindbaren Tonalitäten“. (Derrida 1988, 7)

Ein Text ist „immer der Stimme des anderen überantwortet (...) Wer wird entscheiden, ob diese Stimme geliehen, zurückgegeben oder gegeben war? Und wem?“ (Derrida 1988, 9)
Es gibt da Asche. Signaturen... Asche.

+ „Die Redewendung spricht von dem, was sie gewesen sein wird, wobei sie sich von nun an sich selbst gibt, sich als ihr Eigenname ausgibt, als aufgezehrte Kunst des Geheimnisses: vor der Preisgabe sich durch sie zu bewahren wissen“ (Derrida 1988, 19)

¹¹ Walter Bejamins Text „Die Aufgabe des Übersetzers“ verweist schon mit seinem Titel auf eine Verpflichtung des Übersetzers, auf den Appell eines Textes zu antworten Derrida erinnert daran: „Bereits der Titel nennt die Aufgabe, den Auftrag, dem wir, stets vom anderen, zubestimmt sind: Engagement, Pflicht, Sollen, Schuld, Verantwortung. Schon geht es um ein Gesetz, um ein Befohlenen oder Aufgetragenes, auf das der Übersetzer antworten, vor dem er sich verantwortlich zeigen muß. (...) seine Aufgabe besteht in einem Wieder- oder Zurückgeben, in einem Erstaten: er muß erstatten, was erst gegeben werden mußte.“ (Derrida 1997, 130f)

¹² Derrida, Jacques: *Feu la cendre*. Lu par l'auteur et Carole Bouquet. Paris: Editions des femmes 1987

Die Idiomatizität der Redewendung, ihr Eigenname zehrt von der Kunst seines Geheimnisses. Ein Geheimnis, das der Sprache und der Zeit preisgegeben ist.

„Wenn der Gleichklang den Eigennamen im Allgemeinbegriff zurückhält, dann war genau da die Asche, wo eine Person verschwunden ist, aber ein Ding da ist, das die Spur bewahrt und zugleich verliert.“ (Derrida 1988, 17)

Die Auslöschung (Obliteration) des Eigennamens ist Bedingung seiner Lesbarkeit. Eingeschrieben in das differentielle System der Sprache ist der Eigenname kein Eigenname mehr. Seine „konstituierende Durchkreuzung“ (Derrida 1974, 190) erschafft den Eigennamen in seiner „ursprunghaften Nicht-Eigentlichkeit“ (Derrida 1974, 191) „Gerade weil die Eigennamen schon keine Eigennamen mehr sind, weil ihre Entstehung ihre Obliteration ist“ (Derrida 1974, 190) (sind sie) *nichts* als Spuren. Wenn es Eigennamen gibt, dann (sind sie) Spuren ihrer selbst. „Weil der Eigenname immer nur, als einzige Benennung, welche der Präsenz eines einzigen Wesens vorbehalten war, der Ursprungsmythos einer unter der Obliteration transparenten und gegenwärtigen Lesbarkeit gewesen ist“ (Derrida 1974, 191) bleiben sie lesbare Spuren ihrer ‚ursprünglichen‘ Funktion.

Namen werden von einer *différance* getragen, die sie niemals mit sich selbst in einem Punkt absoluter Gegenwärtigkeit zusammenfallen lässt.¹³ Die Iterierbarkeit des Namens und die Unmöglichkeit sich (s)einen Namen vollständig anzueignen, zeugen von einer irreduziblen Differenz des Namens zu seinem Träger.

„Er muß erst noch existieren, der Name ist immer in der Zukunft. Man bekommt einen alten Namen aus der Vergangenheit, aber ein Name als solcher, aus der Vergangenheit empfangen, bleibt ein zukünftiger Name.“ (Derrida 2000, 31)

Signaturen bezeugen die Gültigkeit einer Aussage auch in Abwesenheit ihres Urhebers. Signaturen setzen die Möglichkeit ihrer Lesbarkeit voraus. Abgelöst von ihrem ‚Ursprung‘, in Abwesenheit ihres Urhebers und in zeitlicher Distanz zu dem signierenden Akt, müssen sie als Eigennamen und Signatur lesbar sein.

¹³ „Der Begriff des Namens, das, was man einen Eigennamen nennt der gleichwohl niemanden gehört, sollte von dem Begriff der Aneignung, des Eigentums getrennt werden. Nichts ist jedem von uns weniger eigen als der Eigenname.“ (Derrida 2000, 37)

Der Tod bezeichnet in den Texten Derridas eine strukturelle Möglichkeit der Schrift¹⁴, deren Lesbarkeit auch in radikaler Abwesenheit sowohl des Bezeichneten als auch den Dimensionen des Meinens (Autor) und Verstehens (Leser) gegeben sein muß.

„Schreiben heißt, ein Zeichen (marque) produzieren, das eine Art ihrerseits nun produzierende Maschine konstituiert, die durch mein zukünftiges Verschwinden prinzipiell nicht daran gehindert wird, zu funktionieren und sich lesen und nachschreiben zu lassen.“ (Derrida 1999b, 334)

Von diesem „testamentarischen Charakter“ (Krämer 2001, 226) des Zeichens sind auch die Signatur und der Eigenname affiziert.

„Nun, er wird wohl sterben. Und bei so wenig Zeit, wie es dazu bedarf, hat die kleine Redewendung einige Chance ihn zu überleben, mehr Asche denn je, da, und weniger als je, ohne jemanden zum >Ich<-Sagen.“ (Derrida 1988, 35f)

Wenn der Eigenname im Prozess seiner Re-Iteration als Eigenname ausgelöscht wird, wie kann er dann einer Person zugeordnet werden und die Gültigkeit einer Signatur erlangen?

„Ich, ein Anzeichen für Asche, ich rufe etwas oder jemanden ins Gedächtnis, von dem ich nichts sagen werde; aber dieser Umriß, der sichtlich da ist, um nichts zu sagen, wird das Gesagte seines Sagens annulliert, dem Feuer übergeben, durch die Flamme und nicht anders zerstört haben müssen. Keine Asche ohne Feuer!“ (Derrida 1988, 19f)

Derrida hält in einem Vortrag (der unter dem Titel „Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen“ im Jahr 2003 veröffentlicht wurde) fest, dass es für ihn über Austins Unterscheidung konstativer und performativer Aussagen hinaus, noch eine dritte Struktur gäbe, von der Aussagen affiziert werden können.

Die Möglichkeit des Scheiterns ist der Struktur performativer Sprechakte inhärent. Diese Möglichkeit des Scheiterns und die mögliche Unentschiedenheit zwischen dem Gelingen und Nicht-Gelingen greift Derrida auf, um vom Ereignis zu sprechen.

„Bevor es sich ereignet, kann das Ereignis mir nur als unmögliches erscheinen. Das heißt aber nicht, dass es nicht stattfinden kann, dass es nicht existiert; es heißt nur, dass ich es weder auf theoretische Weise aussagen noch es vorhersagen kann.“ (Derrida 2003a, 35)

¹⁴ „Eine Schrift, die nicht über den Tod des Empfängers hinaus aus strukturell lesbar - iterierbar ist, wäre keine Schrift.“ (Derrida 1999b 333)

Diese unbeherrschbare Möglichkeit, die sich strukturell in jeder performativen Aussage verwirklichen kann, nennt Derrida ein Sprechen „nach Art eines Symptoms“. (Derrida 2003a, 48) „Ich schlage dieses Wort als dritten Term vor, jenseits der wahrheitsfähigen Aussage und der Performativität, die das Ereignis hervorbringt.“ (Derrida 2003a, 48) Das Ereignis bricht im Sprechen über ein Subjekt herein, dessen Wahrhaftigkeit auch Austin zur Diskussion gestellt hat.

„Aber der Nachahmer kann lügen, er lügt, ich bin mir dessen sicher, erfahrungsgemäß, sicherlich gibt es kein echtes Geheimnis im Grunde dieser Formulierung, keinen bestimmten Eigennamen. Eines Tages hat er mir anvertraut – aber ich glaube es niemals -, daß der erste Buchstabe beinahe jedes Wortes dieser Redewendung E.G.D.A. [I.L.Y.A.L.C.] die Initiale eines anderen Wortes sei, das das Ganze, aber in einer anderen Sprache, als eine ganz andere Verkündung ausspräche, und daß diese letztere die Rolle eines codierten Eigennamens – in Wahrheit ist es seine chiffrierte Unterschrift – gespielt habe. Ich habe nichts davon geglaubt, er hatte sich das gerade als Betrug ausgedacht, er kann immer auch lügen, und nicht einmal an dem festgemacht werden, was er zu wissen behauptet.“ (Derrida 1988, 37)

Da sich die Singularität eines Ereignisses schon ab dem Moment seines möglichen Erscheinens (zum Beispiel in seiner Ankündigung) in der Möglichkeit seiner Iteration auflöst, kann es auch kein Sprechen vom Ereignis geben, das in der Lage wäre, es seiner Singularität entsprechend zu bewahren. „Das ist ein Gedanke, der nicht leicht zu fassen ist – die Einzigartigkeit als unmittelbar iterierbare, die Singularität als unmittelbar der Substitution anheim gegeben“ (Derrida 2003a, 36) So hinterlässt das hereinbrechende Ereignis die Erfahrung des Fremden und Unheimlichen als eine Erfahrung, die für das Subjekt nicht ohne weiteres assimilierbar ist.

Jeder Versuch, „eine Urne aus einer Sprache für diese Redewendung aus Asche zu modellieren“ (Derrida 1988, 39), ist dem Scheitern anheimgegeben. Sprache... zu... Asche. „Aber die Sprachurne ist so zerbrechlich! Sie zerbröckelt und Du atmest sogleich eine Staub aus Wörtern ein, die die Asche selbst sind.“ (Derrida 1988, 39) Der Versuch zu sprechen, hinterlässt eine „Erfahrung der Asche“ (Derrida 1988, 11) – ein Notwendigkeit des Scheiterns, die Erfahrung eines dem Sprechen eigenen Entzugs.

„Zugleich ist diese Preisgabe, die mich einsetzt, wie sie mich versetzt, ein Gesetz der Sprache. Sie wirkt wie ein Todesstoß in das Herz der lebendigen Rede: eine Macht, die umso gefürchteter ist, als sie die Möglichkeit der Rede freimacht und bedroht.“ (Derrida 1974, 245)

Die Anwesenheit der Asche kündigt die Irreduzibilität einer Abwesenheit an - „die Abwesenheit eines *anderen* Hier-und-Jetzt, einer *anderen* transzendentalen Gegenwart, eines *anderen* Ursprungs der Welt, der als solcher erscheint und sich als irreduzible Abwesenheit in der Anwesenheit der Spur gegenwärtigt“ (Derrida 1974, 82)

Sprechen „nach Art eines Symptoms“ (Derrida 2003a, 48) könnte heißen, das Ereignis des Anderen in sich sprechen zu lassen. Den Namen sprechen lassen, der sich *immer schon* von der Benennung gelöst und ereignet hat. Auch der Name bleibt ein Ereignis, das sich *vielleicht* in seinen Wirkungen konstituiert haben wird. Ein Ereignis, das niemals *als solches* erscheint, da es sich nur in einem gewissen Abstand - in *differance* - zu sich selbst ankündigt. Sein Erscheinen oder Nicht-Erscheinen bleibt immer geheim, es muß geheim bleiben, darf nicht vorhergesagt und *als solches* erkannt werden können. Ein Ereignis – *vielleicht...*

II. Das Spielen mit dem Gesetz

Zweifellos, ist das *Problem der Sprache*,
was immer man darunter versteht
nie ein Problem unter anderen gewesen.“
(Derrida 1974, 16)

2.1 Sprache – ein Objekt?

Während wir es gewohnt sind, die strukturelle Linguistik Ferdinand de Saussures für den Beginn einer epistemologischen Entwicklung zu halten, deren Wirkungen sich als ‚linguistic turn‘ in den Kulturwissenschaften zusammenfassen lassen, geht Jacques Derridas Lektüre der Texte Ferdinand de Saussures einen anderen Weg. Jacques Derrida verläßt sich nicht auf die Macht eines ‚epistemologischen Einschnitts‘¹⁵; so sieht er in der linguistischen Wissenschaft ein Projekt, dessen Ausrichtung am gesprochenen Wort einer logozentrischen Metaphysik folgt.

„Der Logozentrismus, der in schlechter Abstraktion das innere System der Sprache im allgemeinen begrenzt, hindert Saussure und die meisten seiner Nachfolger daran, klar und deutlich zu erkennen, was man ‚den vollständigen und konkreten Gegenstand der Linguistik‘ [Saussure 2001, 9] nennt“ (Derrida 1974, 76)

Die Verhaftung der Linguistik in der Metaphysik ist für Derrida jedoch nur ein Beispiel unter vielen anderen. Texte werden von Derrida vielfach wie Indices behandelt – als Index vermag kein Text über sich hinaus zu verweisen, er verweist immer auf sich selbst. „Ein *Text-Äußeres* gibt es nicht.“ (Derrida 1974, 274) Für jeden Versuch einer Kontextualisierung würde das bedeuten

„ (...) dass man aus einer Epoche, deren Abschluß (clôture) umrißhaft sich bereits abzeichnen läßt, doch nicht herauszutreten vermag. Die Bewegungen der Zugehörigkeit oder der Nicht-Zugehörigkeit zu einer solchen Epoche sind zu subtil, die damit verbundenen Illusionen zu verführerisch, als dass sich hier eine Entscheidung treffen ließe.“ (Derrida 1974, S. 26f)

„Die Linguistik will also die Wissenschaft von der Sprache sein“ (Derrida 1974, 52), schreibt Derrida in der *Grammatologie*. Doch die Linguistik muss, will sie die

¹⁵ „Insbesondere sind wir heute nicht mehr in dem Vorurteil befangen, nach dem die Linguistik als Wissenschaft als einem einzigen ‚epistemologischen Einschnitt‘ hervorgegangen ist“ (Derrida 1999d, 159)

„Ich glaube nicht an den entscheidenden Bruch, an die Einmaligkeit eines ‚epistemologischen Einschnitts‘, von dem heutzutage oft die Rede ist. Die Einschnitte geraten fatalerweise immer wieder in ein altes Gewebe, das man endlos weiter zerstören muß.“ (Derrida 1986, 63)

Wissenschaft von *der* Sprache sein, ihren „vollständigen und konkreten Gegenstand“ (Saussure 2001, 9) auch in Betracht ziehen können.

+ *Wie steht es tatsächlich um den Gegenstand der Sprache? Gibt es ‚die Sprache‘ als Forschungsgegenstand?*

Sybille Krämer, die eine unter dem Namen Ferdinand de Saussure versammelte strukturalistische Sprachkonzeption denjenigen Sprachtheorien zuordnet, die über ein ‚Zwei-Welten Modell‘ im Sinne einer klaren Unterscheidung zwischen System und Anwendung verfügen, schreibt:

„Was immer über die ‚reine‘ Sprache und Kommunikation zu sagen ist, ist so beschaffen, dass es sich im raum-zeitlich situierten Sprachgebrauch gar nicht zeigt, also kein empirisches Datum ist. Damit liefert das Zwei-Welten Modell die Erklärung für einen merkwürdigen Tatbestand - (...) - dass ‚die Sprache‘ im Sinne der Sprachtheorie nicht das ist, was wir intuitiv unter ‚Sprache‘ verstehen.“ (Krämer 2001, 11)

Die Saussure’sche Unterscheidung von *langue* und *parole* ist hinreichend bekannt und wird in den anschließenden Kapiteln weiterhin Thema sein. Weniger bekannt ist der Begriff *langage*, den Saussure prägt, um das Artikulationsvermögen der menschlichen Sprachlichkeit schlechthin zu bezeichnen.

„Die ‚langage‘ bildet den – allerdings verschwommenen - Horizont, vor dem die ‚langue‘ und die ‚parole‘ erst ihr scharfes Profil gewinnen. (...) Negativ charakterisiert: ‚langage‘ dient der Kennzeichnung von dem, was einzelwissenschaftlicher Begriffsbildung nicht zugänglich ist. Sie umfasst die menschliche Sprachlichkeit in der Gesamtheit ihrer Phänomene, die jedoch – als Phänomene – stets ‚Mischverhältnisse‘ sind und daher sich der disziplinären Matrix einer einzelnen Wissenschaft entziehen.“ (Krämer 2001, 21f)

Langage umfasst also die synchronen Systeme der verschiedenen Sprachen ebenso wie die sprachtransformierenden Prozesse des Sprechens. Für Ferdinand de Saussure ist Sprache ein „Mechanismus der Artikulation“ (Krämer 2001, 21). Die Abgrenzung der Signifikate erfolgt genau wie die Abgrenzung der Signifikanten über denselben Prozess einer Artikulation. Beide Seiten des Zeichens präsentieren sich zur selben Zeit.

Da es kein Signifikat gibt, das der Sprache vorausgeht und von einem Signifikanten repräsentiert werden kann, ist ‚Sprache‘ für Saussure ein autonomes und sich selbst generierendes System.

„Die Sprache hat also dem Denken gegenüber nicht die Rolle, vermittelt der Laute ein materielles Mittel zum Ausdruck der Gedanken zu schaffen, sondern als Verbindungsglied zwischen dem Denken und dem Laut zu dienen, dergestalt, daß deren Verbindung notwendigerweise zu einander entsprechenden Abgrenzungen von Einheiten führt.“ (Saussure 2001, 133f)

Der *Cours de linguistique général* hebt die Originalität und Spezifität seines Gegenstandsbereichs hervor - „Die Sprache, vom Sprechen unterschieden, ist ein Objekt, das man gesondert erforschen kann.“ (Saussure 2001, 17) - und fasst die charakteristischen Merkmale der Sprache (*langue*) folgendermaßen zusammen:

„1. (...) Sie ist der *soziale Teil der menschlichen Rede* (...) sie besteht nur kraft einer Art Kontrakt zwischen den Gliedern der Sprachgemeinschaft (...) Sie ist so sehr eine Sache für sich, dass ein Mensch der die Sprechfähigkeit verloren hat, die Sprache noch besitzt, sofern er die Lautzeichen versteht, die er vernimmt. 2. Die Sprache, vom Sprechen unterschieden, ist ein Objekt, das man gesondert erforschen kann. (...) 3. (...) sie bildet ein *System von Zeichen*, in dem einzig die *Verbindung von Sinn und Lautzeichen* wesentlich ist und in dem beide Seiten des Zeichens gleichermaßen psychisch sind. 4.) Die Sprache ist nicht weniger als das Sprechen ein *Gegenstand konkreter Art*, und das ist günstig für die wissenschaftliche Betrachtung. Obwohl die sprachlichen Zeichen ihrem Wesen nach psychisch sind, so sind sie doch *keine Abstraktionen*. (Saussure 2001, 17f)

Die strukturelle Sprachwissenschaft entsteht in einer theoretischen Landschaft, die sich von der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts abgewandt hat. In Abgrenzung zu einem positivistischen Induktionismus - dessen Kritik u.a. Sir Karl Popper in den 1930-er Jahren ausformuliert hat - übernimmt sie eine hypothetisch-deduktive Methode: Demnach ist kein Forschungsgegenstand in theoriefreier Beobachtung der Wissenschaft zugänglich; theoretische Vorannahmen sind notwendig, um einen Forschungsgegenstand als solches abzugrenzen und zu konstituieren.

Im *Cours de linguistique generale* werden mehrere Aufgaben der Sprachwissenschaft genannt: sie hätte u.a. „die Kräfte aufzusuchen, die jederzeit und überall in allen Sprachen wirksam sind, und die allgemeinen Gesetze abzuleiten, auf welche man alle speziellen Erscheinungen der Geschichte zurückführen kann“; darüber hinaus sollte sie auf wissenschaftstheoretischer Ebene in der Lage sein „sich abzugrenzen und sich selbst zu definieren.“ (Saussure 2001, 7) Umgekehrt benötigt die Sprache als „Grenzgebiet, wo Elemente von zweierlei Natur sich verbinden“ (Saussure 2001, 134) eine Wissenschaft und ein begriffliches Instrumentarium um zu einer konstitutiven Einheit zu gelangen.

„Man kann nicht einmal sagen, dass der Gegenstand früher vorhanden sei als der Gesichtspunkt, aus dem man ihn betrachtet; vielmehr ist es der Gesichtspunkt, der das Objekt erschafft; und außerdem wissen wir nicht von vornherein, ob eine dieser Betrachtungsweisen den andren vorangeht oder übergeordnet ist. (...) Von welcher Seite man also die Frage auch angreift, nirgends bietet sich uns der Gegenstand der Sprachwissenschaft als einheitliches Ganzes dar“ (Saussure 2001, 9f)

Die für die Rezeption des *Cours* und die Saussure-Forschung entscheidende Frage ist in diesem Punkt nicht, ob theoretische Vorannahmen für die Gegenstandskonstitution notwendig sind - denn daran besteht im Zuge dieses Paradigmenwechsels kein Zweifel mehr - sondern, ob diese im Sinne einer theoretischen Vorentscheidung von WissenschaftlerInnen frei zu wählen oder durch die Natur des Gegenstands vorgegeben sind. (vgl. Jäger 2010, 175ff)

Als Referenzen für die Hypothese der freien Wahl führt Ludwig Jäger (2010) E. Benveniste und L. Hjelmslev an. Sie plädieren für die Wahl der strukturalistischen Methode im Sinne einer theoretischen Entscheidung, die dem WissenschaftlerInnen in keiner Weise vom Gegenstand aufgenötigt werden kann.

Jäger (2010) hält diesem strukturalistischen Selbstverständnis (hier vertreten durch E. Benveniste und L. Hjelmslev) eine Interpretation des Saussure'schen Strukturalismus gegenüber, die der freien Wählbarkeit gegenstandskonstitutiver Vorannahmen Grenzen setzt. Während der Anspruch auf eine vom Gegenstand in keiner Weise eingeschränkten Methodenwahl einem „strukturalistischen Immanentismus“ (Jäger 2010, 177) Vorschub leistet und die Frage nach den Wahrheitskriterien beiseite läßt, hätte Saussure einen Strukturalismus vertreten, der in seinen theoretischen Vorannahmen eine den sprachlichen Realitäten der SprecherInnen *angemessene Wahl* zu treffen hätte. Theoretische Vorannahmen

„ (...) stimmen mit den sprachlichen Realitäten überein, wenn der theoretische Ausgangspunkt richtig ist. Und sie tun dies nicht im gegenteilige Falle. Die theoretischen, linguistischen Identitätsurteile müssen also die vortheoretischen, sprachlichen Identitätsurteile kompetenter Sprecher rekonstruieren. (...) Das sprachliche Wissen, das dem Gebrauch der Sprecher zugrundeliegt, ist die entscheidende Instanz für die Identitätsbestimmung sprachlicher Entitäten.“ (Jäger 2010, 179)

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass der *Cours* die Gegenständlichkeit der ‚Sprache‘ mit Verweis auf ihre Darstellbarkeit in der Schrift (und z.B. nicht in Hinblick auf Sprechakte) unter Beweis stellen möchte. Zunächst heißt es:

Die Sprache ist nicht weniger als das Sprechen ein *Gegenstand konkreter Art* , und das ist günstig für die wissenschaftliche Betrachtung. Obwohl die sprachlichen Zeichen ihrem Wesen nach psychisch sind, so sind sie doch *keine Abstraktionen*. (Saussure 2001, 17f)

In Folge versucht der *Cours*, die Einheit und Selbstidentität des Gegenstands Sprache (deren Zeichen „ihrem Wesen nach psychisch sind“) über ihre Repräsentation in der phonetischen Schrift zu gewährleisten.

„Übrigens sind die Zeichen der Sprache sozusagen greifbar; die Schrift kann sie in konventionellen Bildern fixieren, während es nicht möglich wäre, die Vorgänge des Sprechens in allen ihren Einzelheiten zu photographieren (...) .Diese Möglichkeit alles was sich auf die Sprache bezieht, fixieren zu können, bringt es mit sich, dass ein Wörterbuch und eine Grammatik eine treue Darstellung derselben sein können, indem die Sprache das *Depot der Lautbilder* und die Schrift die greifbare Form dieser Bilder ist.“ (Saussure 2001, 18)

Obwohl die Sprache „nicht weniger als das Sprechen ein Gegenstand konkreter Art“ ist und sprachliche Zeichen „keine Abstraktionen“ sind, trifft Saussure die folgenreiche Unterscheidung zwischen dem gesprochenen Laut und seinem Lautbild.

S. Krämer findet es „bemerkenswert, daß die Sprache für Saussure an die *phoné* gerade nicht gebunden ist und daß es das Visualisierungspotential der Schrift ist, welches einen guten Grund dafür abgibt, von einer ‚Greifbarkeit‘ des Sprachzeichens überhaupt zu sprechen.“ (Krämer 2001, 23)

Das ist in der Tat bemerkenswert, doch läßt das für Derrida nicht - wie S. Krämer behauptet - die Schlußfolgerung zu, dass „im Medium der Schrift (tritt) die Systematizität der Sprache unmittelbar zutage“ (Krämer 2001, 23) tritt. Die Medialität bleibt für Krämer offenbar an die Unmittelbarkeit einer Präsenz gebunden – eine Präsenz, die Derrida vehement in Frage stellt.¹⁶ Vermittlungsprozesse sind für Derrida immer von einer

¹⁶ „Kein Element kann je die Funktion eines Zeichens haben, ohne auf ein anderes Element, das selbst nicht einfach präsent ist, zu verweisen, sei es auf dem Gebiet der gesprochenen oder auf dem der geschriebenen Sprache. Aus dieser Verkettung folgt, dass sich jedes ‚Element‘ – Phonem oder Graphem – aufgrund der in ihm vorhandenen Spur der anderen Elemente der Kette oder des Systems konstituiert.“ Derrida (1986), S. 66f

différance getragen, die nie gegenwärtig ist und ihre Präsenz unendlich aufschiebt. Sich nie gegenwärtig *als solche* zeigend,

„(...) übersteigt sie genau in diesem Punkt und geregelter Weise die Ebene der Wahrheit, ohne sich indessen, wie etwas, wie ein mysteriöses Seiendes, im Dunkel eines Nicht-Wissens oder in einem Loch zu verbergen, dessen Ränder bestimmbar wären (...) In jeder Exposition wäre sie dazu exponiert, als Verschwinden zu verschwinden: Sie liefe Gefahr zu erscheinen: zu verschwinden.“ (Derrida 1999a, 34)

+ *Welche Rolle spielt nun die Repräsentation der Sprache durch die phonetische Schrift für die Konstitution der Sprache als Forschungsgegenstand?*

Ich werde später darauf eingehen, in welcher Hinsicht sich die phonetische Schrift für Saussure ‚angeboten‘ hat bzw. weshalb sie besonders geeignet zu sein scheint, als Abbild und Modell der Sprache zu fungieren. Hier geht es aber zunächst um ein anderes Problem, dem sich Derrida von verschiedenen Seiten genähert hat. Die Frage lautet:

+ *Wie und mit welchen Konsequenzen kann die Repräsentation, die spiegelnde Darstellung ihren Gegenstand konstituieren?* So ist in der *Grammatologie* zu lesen:

„Unerträglich und doch faszinierend ist gerade diese intime Verknüpfung von Bild und Ding, Graphie und Phonie; sie geht so weit, dass das gesprochene Wort durch eine Spiegelung, Verkehrung oder Perversion seinerseits zum Spekulum der Schrift zu werden scheint, wobei diese ‚die Hauptrolle usurpiert‘. Die Repräsentation verflucht sich mit dem, was sie repräsentiert; dies geht so weit, dass man spricht wie man schreibt, dass man denkt, als wäre das Repräsentierte lediglich der Schatten oder der Reflex des Repräsentierenden.“ (Derrida 1974, 65)

In einer versuchsweisen Identifikation der ‚Sprache‘ mit der Möglichkeit ihrer Repräsentation durch die phonetische Schrift gibt Saussure nicht nur die Autonomie und Originalität des sprachlichen Systems auf: Indem er die phonetische Schrift als *telos* der Repräsentation einführt, reduziert er Sprache auf ein geschlossenes System. Das System der Phoneme findet seine Möglichkeitsbedingung, Quelle und Begrenzung in der phonetischen Schrift. „*Das Phonem gibt sich als die beherrschte Idealität des Phänomens.*“ (Derrida 2003b, 106)

Der *Cours de linguistique général* kritisiert die Mangelhaftigkeit dessen, was in der Weise der Orthographie ‚phonetisch‘ genannt wird. Doch die Wurzel des Übels liegt nicht in der fehlenden Übereinstimmung von Orthographie und rein-phonetischer Schreibweise, sondern in der Autorität des Geschriebenen über den gesprochenen Laut.

„ (...) das geschriebene Wort ist so eng mit dem gesprochenen, dessen Bild es ist, verbunden, dass es mehr und mehr die Hauptrolle für sich in Anspruch nimmt. Man gelangt schließlich dazu, der Darstellung des gesprochenen Zeichens ebensoviel oder mehr Wichtigkeit beizumessen als diesem Zeichen selbst. (...) Man vergißt zuletzt, dass man sprechen lernt, ehe man schreiben lernt, und das natürliche Verhältnis ist umgedreht.“ (Saussure 2001, 28)

Die „Tyrannei des Buchstabens“ (Saussure 2001, 37), die Saussure beklagt, ist allerdings ursächlich mit dem der phonetischen Schrift zugestandenen Stellenwert verbunden. Da diese für geeignet erachtet wird, das innere System der Sprache darzustellen, übt ihr Modus der Repräsentation besondere Autorität aus. Saussure stellt fest, dass in den ideographischen Schriftsystemen wie dem Chinesischen die Aussprache durch die Verschriftlichung weniger in Mitleidenschaft gezogen wird. Denn „die chinesischen Wörter verschiedener Dialekte, die einen und denselben Begriff bezeichnen, werden gleich vollkommen durch dasselbe graphische Zeichen dargestellt.“ (Saussure 2001, 31)

Die Linearisierung der Schrift wie sie in der phonetischen Schrift verwirklicht ist, folgt einer Zeitkonzeption, die Zeit als Abfolge von Präsenzen definert. „Die Zeit wird von Saussure als lineare Sukzessivität, als ‚Konsekutivität‘ begriffen.“ (Derrida 1974, 126) Da Saussure die Linearität als Merkmal sprachlicher Zeichen einführt - deren Möglichkeitsbedingung die Differenz ist - scheint die phonetische Schrift das innere System abbilden zu können: „Die Integrität des ‚inneren Systems‘ der Sprache zu achten und zu wahren, ist geradezu das funktionelle Prinzip der phonetischen Schrift, selbst wenn ihr dies in Wirklichkeit nie gelingt.“ (Derrida 1974, 60)

Derrida folgend, konstituiert aber erst die Phonetisierung der Schrift eine Äußerlichkeit, die den Anforderungen einer Innerlichkeit entspricht und damit die Bedingungen der Wissenschaftlichkeit einer ‚Wissenschaft von der Sprache‘ erfüllt. Die Wissenschaftlichkeit einer ‚Wissenschaft von der Sprache‘ setzt voraus, „(...) daß sie ein durch innere Notwendigkeit geregeltes System ist und über eine in bestimmter Weise geschlossene Struktur verfügt.“ (Derrida 1974, 59)

„Die Schrift wird ‚phonetisch‘, wird das Draußen sein, die äußerliche Repräsentation der Sprache und des ‚Laut-Gedankens‘. Sie wird notwendig von bereits konstituierten Bedeutungseinheiten ausgehen und mit ihnen arbeiten müssen, doch sie hat an deren Herausbildung keinen Anteil gehabt.“ (Derrida 1974, 55f)

Diese Geschlossenheit, die es ermöglicht, einen Forschungsgegenstand zu definieren, konstituiert eine Wissenschaft und die Originalität ihres Bereichs. Diese nachträgliche Originalität - „eine Originalität, die von ihm erst inauguriert wird“ (Derrida 1974, 59) – besteht darin,

„(...) dass das in ihm eröffnete ‚Abbild‘ als Bedingung der ‚Wirklichkeit‘ erscheint: ein Verhältnis, das also nicht mehr in der einfachen Differenz und in der kompromißlosen Äußerlichkeit von ‚Abbild‘ und ‚Wirklichkeit‘, ‚Draußen‘ und ‚Drinnen‘, ‚Erscheinung‘ und ‚wesen‘ im Verein mit dem ganzen System notwendigerweise sich daran knüpfender Gegensätze gedacht werden kann.“ (Derrida 1974, 59f)

Das geschriebene Wort, das Autorität beansprucht, verdrängt das gesprochene Wort von seinem angestammten Platz – ein Platz, der in der Geschichte der Metaphysik immer mit einer ‚Ursprünglichkeit‘ assoziiert war.

„Wenn ich spreche, habe ich nicht nur das Bewußtsein, bei dem zu sein, was ich denke, sondern auch jeglichen Signifikanten meinem Denken oder dem ‚Begriff‘ maximal anzunähern; Signifikanten, die nicht in die Welt zurückfallen, die ich höre, sobald ich sie von mir gebe, die von meiner reinen und freien Selbstbestimmung abzuhängen scheinen, die keiner Zuhilfenahme eines Instruments, eines Zusatzes, irgendeiner aus der Welt geschöpften Kraft bedürfen. Nicht nur scheinen sich Signifikant und Signifikat zu vereinigen, sondern in dieser Verschmelzung scheint der Signifikant zu erlöschen oder durchsichtig zu werden, um dem Begriff die Möglichkeit zu geben, sich selbst als das zu zeigen, was er ist, als etwas, das auf nichts anderes als seine eigene Präsenz verweist.“ (Derrida 1986, 59f)

In einer dekonstruktiven Bewegung zeigt Derrida, dass jene Merkmale die den abgeleiteten Status der Schrift begründen, zur strukturellen Eigenart jedes Zeichens gehören. Wurde ‚Sprache‘ unter Aufsicht einer phonologozentristischen Metaphysik bisher immer als gesprochene Sprache verstanden, überschreitet Derridas Dekonstruktion diese Begrenzung und versucht „das, was ‚Sprache‘ bedeutet, am Vorbild der Schrift zu begreifen.“ (Krämer 2001, 222) „Die Schrift ist nicht Zeichen der Zeichen, es sei denn, was schon in einem tieferen Sinn wahr wäre, man behauptet dies von jedem Zeichen.“ (Derrida 1974, 75)

Die Schrift galt seit Aristoteles als „Zeichen der Zeichen“, sowie „als Instrument und Technik der Repräsentation eines Sprachsystems“. Diese Voraussetzungen hielten die Schrift im Bann der gesprochenen Sprache. Sie verhinderten eine Wissenschaft von der Schrift, die sich nicht vollständig auf eine historische und technizistische Beschreibung beschränken ließ. (Derrida 1974, 76)

„Die Schrift ist gefährlich, sobald die Repräsentation sich in ihr für die Präsenz und das Zeichen für die Sache selbst ausgeben will. Es erweist sich als eine fatale und der Funktionsweise des Zeichens selbst inhärente Notwendigkeit, dass das Substitut seine stellvertretende Funktion vergessen macht“ (Derrida 1974, 249)

2.2 Struktur, Zeichen, Spiel

Die strukturelle Linguistik sieht ‚Sprache‘ (langue) systematisch über zwei Prinzipien konstituiert: erstens, dem Prinzip der Differentialität und zweitens, dem Prinzip der Arbitrarität. Diese Prinzipien sind transzendental, insofern transzendental „ (...) die selbst nicht seiende Bedingung von etwas meint, das kraft seiner ins Dasein tritt: Angewandt aufs Prinzip der Struktur: das strukturierende Prinzip bewirkt - wie das Schema einer Strickanweisung -, das die Struktur aufgebaut werden kann“ (Frank 1984, 81) Prinzipien lassen existieren, existieren aber selbst nicht in derselben Weise - sie bilden eine Art virtuelles Zentrum, um das herum die Struktur sich organisiert.

„Dieses Zentrum hatte nicht nur die Aufgabe, die Struktur zu orientieren, ins Gleichgewicht zu bringen und zu organisieren – es läßt sich in der Tat keine unorganisierte Struktur denken -, sondern es sollte vor allem dafür Sorge tragen, daß das Organisationsprinzip der Struktur dasjenige in Grenzen hielt, was wir das Spiel der Struktur nennen könnten.“ (Derrida 1976a, 422)

In seiner Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus stößt Derrida immer wieder auf einen Widerspruch - dieser Widerspruch liegt im Herzen des Strukturalismus, denn er betrifft das Leitkonzept des Strukturalismus selbst: die Strukturalität der Struktur.

Derrida leitet seinen in „Die Schrift und die Differenz“ publizierten Vortrag aus dem Jahr 1966 „Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen“ folgendermaßen ein: „*Vielleicht* hat sich in der Geschichte des Begriffs der Struktur etwas vollzogen, das man ‚Ereignis‘ nennen könnte (...) Was für ein Ereignis

könnte dies nun sein? Äußerlich hätte es die Gestalt eines Bruchs und einer Verdoppelung.“ (Derrida, 1976a, 422) Dieses Ereignis von dem Derrida spricht, kann sich erst nachträglich zu erkennen geben. Es „hat sich vielleicht in dem Augenblick vollzogen, als man damit beginnen mußte, die Strukturalität zu denken“ (Derrida 1976a, 424)

Das Paradox der strukturalistischen Theoriebildung besteht für Derrida darin, dass die Strukturalität der Struktur einerseits als Differentialität bestimmt wird, es andererseits jedoch eine in den Texten wirkende Kraft gibt, diese Differentialität einer abschließenden Form unterzuordnen. Diese abschließende Form besteht als Taxonomie und Klassifikationsschema oder als historisch-kontingenter Verweisungszusammenhang.¹⁷ „Und noch heute stellt eine Struktur der jegliches Zentrum fehlt, das Undenkbare selbst dar.“ (Derrida 1976a, 422)

Gegen die Vorstellung einer systematischen Geschlossenheit (clôture) erhebt Derrida seinem Lektüreverfahren entsprechend zwei Einwände. Es ist eine Eigenart der Dekonstruktion auf zwei Ebenen zu argumentieren. Das Oszillieren zwischen einer historisch-kritischen oder genealogischen und einer strukturell-systematischen Perspektive bringt den Nachweis der Unmöglichkeit einer perspektivischen Simultaneität und zeigt daher auch, wie die Strukturalität einer Struktur notwendiger Weise ihre eigene Genese reduziert.¹⁸

Der Versuch die Grenzen der Totalisierung zu denken, kann als Anliegen der Dekonstruktion betrachtet werden. Derridas Denken der Strukturalität der Struktur ereignet sich als ‚Dezentrierung‘. Um jedes Mißverständnis auszuräumen, ist es wichtig festzuhalten, dass ‚Dezentrierung‘ nicht meint, dass es irgendwann ein Zentrum gegeben hätte, das nun dezentriert oder verschoben wird. „Der Ausdruck meint vielmehr, daß die Vorstellung, eine Struktur bedürfe wesensnotwendig eines Zentrums und einer fixierten Identität, metaphysisch (und also illusionär) ist“ (Frank 1984, 84) Wie wir später sehen

¹⁷ Die Verabsolutierung eines Verweisungszusammenhangs hält Derrida für ausgeschlossen. In ‚Signatur-Ereignis- Kontext‘ (1999b) verhandelt Derrida die strukturelle Unmöglichkeit einer kontextuellen Geschlossenheit. Damit verbunden: die strukturelle Möglichkeit einer unendlichen Multiplikation in den Bedeutungen eines Zeichens „Ich möchte, um es jetzt schon summa summarum zu sagen, zeigen, warum ein Kontext nie absolut bestimmbar ist oder vielmehr inwiefern seine Bestimmung niemals gesichert oder gesättigt ist.“ (Derrida 1999b, 327)

¹⁸ „Konkreter, man muss in der Arbeit von Levi-Strauss bemerken, dass die Rücksicht auf die Strukturalität und auf die innere Originalität der Struktur zur Neutralisierung der Zeit und der Geschichte nötig.“ (Derrida 1976a, 439)

werden, bildet die Dezentrierung eine Voraussetzung jener supplementären Logik, die für Derridas Denken charakteristisch ist. Derrida schreibt:

„Die Totalisierung wird folglich als ebenso unnötig wie unmöglich bestimmt. Das hängt zweifellos damit zusammen, daß es zwei Arten gibt die Grenzen der Totalisierung zu denken“ (Derrida 1976a, 436)

Einerseits gibt es die Möglichkeit einer kritischen Genealogie, die einen Einwand hervorbringt, der historisch argumentiert. Mit Verweis auf eine endliche Reihe „einander substituierender Zentren“ zeigt Derrida in seinen Lektüren philosophischer Texte, dass kein Zentrum von Bestand war und dass alle Versuche einer Totalisierung bisher scheiterten.

„Das Zentrum erhält nacheinander und in geregelter Abfolge verschiedene Formen oder Namen. Die Geschichte der Metaphysik wie die Geschichte des Abendlandes wäre die Geschichte dieser Metaphern und Metonymien. Ihre Matrix wäre - (...) - die Bestimmung des Seins als Präsenz in allen Bedeutungen des Wortes“ (Derrida 1976a, 423f)

Für Derrida, der - da er die Sprachlichkeit der Sprache oder die Strukturalität der Struktur nicht als ontologische Voraussetzung anerkennt - die Geschichtlichkeit dieser Geschichte konsequenter Weise nicht unhinterfragt lassen kann, verlangt jede historische Rekonstruktion eine systematische Analyse. „Daher muß man von nun an nicht nur nach dem ‚Wesen‘ der Geschichte, nach der Geschichtlichkeit der Geschichte fragen, sondern nach der ‚Geschichte‘ des ‚Wesens‘ im allgemeinen.“ (Derrida 1986, 119) Es lässt sich also schon erahnen, *dass eine systematische Analyse nicht abgeschlossen werden kann.*

In einem Gespräch mit Jean-Louis Houdbine und Guy Scarpetta erzählt Derrida von Sokrates, der „fragt, was die Wissenschaft sei“. Man antwortet ihm mit einer Reihe von Aufzählungen: „Es gibt diese Wissenschaft und diese da und dann noch diese.“ Doch Sokrates drängt auf eine Antwort sagt Derrida, „die der empirischen Aufzählung ein Ende setzen und ihm sagen soll was die Wissenschaftlichkeit der Wissenschaft sei“ (vgl. Derrida 1986, 118). Selbstverständlich ist es die Frage nach dem Wesen, die Sokrates stellt und die für Derrida das System metaphysischer Implikationen bereitstellt, in das die Philosophie (und mit ihr jede Wissenschaft) eingebettet ist.

„Sobald man die Frage nach der Geschichtlichkeit der Geschichte stellt – (...) – ist man dazu verleitet, mit einer Wesensbestimmung, mit einer Bestimmung der Washeit (quiddité) zu antworten, erneut ein System von wesentlichen Prädikaten aufzustellen und somit den semantischen Grundstock der

philosophischen Tradition wiederzuerrichten. Einer philosophischen Tradition, die eben letztlich immer wieder darauf hinausläuft, die Geschichtlichkeit gerade als ontologisch begründet zu betrachten.“ (Derrida 1986, 119)

Ähnlich verhält es sich mit der Strukturalität der Struktur. Sie wird solange nicht gedacht, reduziert und neutralisiert werden, bis der Rahmen ihrer Implikationen erahnt werden kann.

„Folglich mußte von da an das Gesetz gedacht werden, das über das Verlangen nach einem Zentrum in der Konstitution der Struktur in bestimmter Weise gebot, wie auch der Vorgang des Bezeichnens, der seine Verschiebungen und seine Substitutionen diesem Gesetz der Präsenz im Zentrum unterordnete.“ (Derrida 1976a, 424)

Denn: „Um sich kundzutun, wartet die Syntax nicht, bis eine theoretisch unbegrenzte Reihen von Ereignissen gezählt werden konnte, weil sie in der Gesamtheit der Regeln besteht, die ihre Erzeugung lenkt.“ (Derrida 1976a, 436)

Bleibt die Strukturalität der Struktur ungedacht, wirkt sie im Zentrum der Struktur selbst und zwar solange bis das Denken die Strukturalität der Struktur einholen kann.

„Das Ereignis eines Bruches, der Riß, auf den ich anfänglich anspielte, hat sich vielleicht in dem Augenblick vollzogen, als man damit beginnen mußte, die Strukturalität zu denken, das heißt zu wiederholen.“ (Derrida 1976a, 424)

Aus diesem Grund werden Veränderungen als Transformationen einer Struktur interpretiert, die gesetzmäßig ablaufen – gesetzmäßig, weil sie über ihre Relation zu einem Zentrum in Grenzen gehalten werden. „Was sich in einer Struktur verändert, sind allenfalls die inhaltlichen oder bedeutungsmäßigen Zuschreibungen, nicht die Ordnung der Werte selbst.“ (Frank 1984, 88) Diese Bewegung, die von Derrida angefochten wird, begründet die Struktur in sich selbst und schreibt den Strukturalismus wieder in einen metaphysischen Diskurs ein, von dem er sich gerade emanzipieren wollte.

„Die ‚Grenze‘ zwischen Metaphysik und Nicht-Metaphysik verläuft durch das Innere eines jeden Textes, und zwar auf eine für jeden Text spezifische Weise. Nur vermittelt der doppelte Geste, vermittelt einer ‚souveränen‘ Schreibweise, die das Spiel bejaht, ist es möglich, sich gleichzeitig einer vor metaphysischen Oppositionen strotzenden Sprache zu bedienen und der Metaphysik ein Schnippchen zu schlagen, während man mit ihr spielt.“ (Kofman 2000, 36)

Derrida radikalisiert die Struktur der Differentialität und bewirkt auf diese Weise das Scheitern des strukturalistischen Systemgedankens. Eine radikale Differentialität müßte jede Identität der Struktur mit sich selbst verbieten. Eine radikale Differentialität, die sich bis ins Unendliche fortsetzt, kann nicht begrenzt werden. Nichts wäre ihr entzogen. Radikale, in sich different bleibende Differenzen, immer auf etwas ihnen Differentes bezogen, bewirken, dass die Geschlossenheit (clôture) einer differentiellen Struktur immer aussteht. „Bei Derrida (...) erfolgt ein Angriff auf den Gedanken der strukturalen Geschlossenheit; das Wert-Gefüge wird nicht mehr im Namen der Transformation angefochten, sondern im Namen der Strukturalität selbst.“ (Frank 1984, 88)

Der Anspruch der Strukturalisten, den Sinn der Struktur restlos dechiffrieren zu können, erfordert an einem Punkt die Unterdrückung der Differenz, denn prinzipiell wären in der Sprache unendlich viele Differenzierungsbewegungen möglich. „Die Bedingung der Möglichkeit einer objektiven und abschließenden Interpretation von Sinn und Bedeutung ist die Stillstellung dieser Bewegung, dieses Spiels.“ (Münker/ Roesler 2000, 32)

Die Differenzen, die aus der Differentialität hervorgehen, können - so Derrida - nie mit sich selbst identisch sein. *Restance* ist eine Wortkreation Derridas, die in Anlehnung an die Bewegung der *différance* einer dialektischen Wiederaneignung des Zeichens im Namen einer notwendigen Bedeutungsmöglichkeit widersteht. In seinem Vortrag „Die *différance*“ schreibt Derrida:

„Es gibt kein Wesen der *différance*, sie (ist) das, was sich dem *als solches* ihres Namens oder ihres Erscheinens nicht aneignen lassen kann, sondern was überdies die Autorität des *als soches*, überhaupt des Anwesens der Sache selbst in ihrem Wesen bedroht. Besitzt es in dem Maß kein eigenes Wesen, so ist impliziert, dass das Spiel der Schrift, sofern dieses die *différance* einbezieht, weder Sein noch Wahrheit besitzt.“ (Derrida 1999a, 55)

„Spiel wäre der Name für die Abwesenheit des transzendentalen Signifikats als Entgrenzung des Spiels, das heißt als Erschütterung der Onto-Theologie und der Metaphysik der Präsenz.“ (Derrida 1974, 87) Wenn dem Spiel der Signifikanten etwas fehlt - ein Zentrum oder transzendentales Signifikat - das begründend und begrenzend das Spiel bewirkt, dann ist dem Denken Raum und Zeit geöffnet. „Die Abwesenheit eines transzendentalen Signifikats erweitert das Feld und das Spiel des Bezeichnens ins *Unendliche*.“ (Derrida 1976a, 424) Das Denken des Spiels als Frage nach der Strukturalität einer Struktur reformuliert die metaphysische Frage nach dem Ursprung

und legt auf diese Weise frei, was vom Denken der Struktur bisher ausgeschlossen war.

„Die Struktur oder vielmehr die Strukturalität der Struktur wurde, obgleich sie immer schon am Werk war, bis zu dem Ereignis, das ich festhalten möchte, immer wieder neutralisiert, reduziert: und zwar durch einen Gestus, der der Struktur ein Zentrum geben und sie auf einen Punkt der Präsenz, einen festen Ursprung beziehen wollte.“ (Derrida 1976a, 422)

Die Rede von einem ‚Zentrum‘, verstanden als Punkt unhintergebarter Präsenz, verhindert das Denken der Strukturalität, sowie das Denken der Strukturalität mit der Gegenwärtigkeit der Gegenwart bricht.

„Das Spiel ist Zerreißen der Präsenz. Die Präsenz eines Elementes ist stets eine bezeichnende und stellvertretende Referenz, die in einem System von Differenzen und die Bewegung einer Kette eingeschrieben ist. Das Spiel ist immerfort ein Spiel von Abwesenheit und Präsenz, doch will man es radikal denken, so muss es der Alternative von Präsenz und Abwesenheit vorausgehend gedacht werden.“ (Derrida 1976a, 440)

2.3 Saussure, Derrida und das Gesetz der *langue*

Dem strukturalistischen Paradigma gemäß beschränken sich die sprachtheoretischen Überlegungen Ferdinand de Saussures nicht auf den empirischen Gegenstandsbereich der Sprache - wie zum Beispiel den Sprechakt. Da Saussure zwischen der Sprache als Zeichensystem (*langue*), ihrer Aktualisierung in der Rede (*parole*) und den Sprachen als Artikulationsvermögen (*langages*) unterscheidet, bezieht er das Sprechen in seine Untersuchung ein. Den Hauptteil seiner theoretischen Arbeit bildet jedoch die Beschäftigung mit der Sprache und ihrem gesetzmäßigen Funktionieren als Zeichensystem: „Das einzige Objekt der strukturalistischen Linguistik ist demzufolge die ‚*langue*‘, das kodierte Regelsystem der sprachlichen Zeichen (...) in seiner vermeintlich unveränderlichen Objektivität.“ (Münker/ Roesler 2000, 2)

Das Zeichen wird von Saussure als arbiträre Verbindung eines Signifikant (Signifiant) und eines Signifikat (Signifié) bestimmt. Sprache konstituiert sich als autonomes Zeichensystem; ihr geht keine Sinnstruktur voraus, zu deren Ausdruck sie geschaffen ist. Signifikanten und Signifikate sind gleichermaßen ‚ursprünglich‘ – ein Merkmal der Sprache (*langue*) ist ihre Simultaneität.

„Die Sprache hat also dem Denken gegenüber nicht die Rolle, vermittelt der Laute ein materielles Mittel zum Ausdruck der Gedanken zu schaffen, sondern als Verbindungsglied zwischen dem Denken und dem Laut zu dienen, dergestalt, dass deren Verbindung zu einander entsprechenden Abgrenzungen von Einheiten führt. (...) Es findet also weder eine Verstofflichung der Gedanken noch eine Vergeistigung der Laute statt.“ (Saussure 2001, 133f)

Beide Seiten des Zeichens - das Zeichen wird von Saussure mit den zwei Seiten desselben Blatt Papiers verglichen¹⁹ - sind denselben Prinzipien unterworfen. „Beliebigkeit und Verschiedenheit sind zwei korrelative Eigenschaften.“ (Saussure 2001, 141) lautet einer der vermutlich am häufigsten zitierten Sätze des *Cours de linguistique générale*. Die Sprache bildet sich über ein Prinzip heraus, das Saussure ‚articulation‘ nennt, wobei das französische Verb ‚articuler‘ sowohl mit dem Verb ‚aussprechen‘, als auch mit dem Verb ‚einteilen‘ wiedergegeben werden kann. Demnach ist Sprache artikuliert, d.h. gegliedert. Fasst man Sprache wie Saussure als Struktur, die sich über die Prinzipien der Differentialität und der Arbitrarität konstituiert, dann hat das erkenntnistheoretische Konsequenzen.

„Mit den korrelativen Axiomen von Differentialität und Form wird eine wissenschaftliche Sichtweise begründet, die nicht mehr von der Sprache als (sekundärem) Ausdrucks-,System‘ für eine logisch oder psychologisch prädeternierte (primäre) Sinnstruktur ausgeht.“ (Roggenbuck 1998, 16)

Signifikate sind nicht mehr über ein (quasi-) natürliches Band mit der Welt verbunden, sondern existieren ebenso wenig außerhalb der Sprache wie die Signifikanten. Signifikat und Signifikant sind einander gleichwertige Positionen. Dieses veränderte Verhältnis von Signifikat und Signifikant stellt gegenüber dem traditionellen Vorrang der Signifikate in der Metaphysik und die Assoziation der Signifikate mit der Innerlichkeit des Denkens eine Aufwertung der Signifikanten dar.

¹⁹ „Die Sprache ist ferner vergleichbar mit einem Blatt Papier: das Denken ist die Vorderseite und der Laut die Rückseite; man kann die Vorderseite nicht zerschneiden, ohne zugleich die Rückseite zu zerschneiden; ebenso könnte man in der Sprache weder den Laut vom Gedanken noch den Gedanken vom Laut trennen; oder es gelänge wenigstens nur durch eine Abstraktion, die dazu führte, entweder reine Psychologie oder reine Phonetik zu treiben.“ (Saussure 2001, 134)

2. 3. 1 Differenz - Wert - Bedeutung

Sprachliche Zeichen sind für Saussure nichts Materielles. Dennoch sind sie real und konkret und gehören nicht dem Reich der Idealitäten an. Über einen Zwischenraum (also über einen Ort der Differenz) artikulieren sie sich als Einheiten, die dem Akt der Artikulation in keiner Weise vorausgehen.

„Der ungestalte Fluß der Geräusche und das amorphe Bewußtseinsgeschehen werden durch die Sprache in eine Parallelität, zur Gleichzeitigkeit geführt, wenn man so will: werden in einen gemeinsamen Rhythmus versetzt.“ (Krämer 2001, 28)

Das Zeichen stellt demnach keine Synthetisierung eines prädeterminierten Lautbildes und einer Vorstellung dar, sondern bewirkt deren (Ko-) Existenz. „Es ist die Artikulation, die indem sie etwas vereinigt, das, was sie vereinigt, zugleich auch hervorbringt.“ (Krämer 2001, 28) Der Vorgang der Artikulation beruht auf Unterscheidung. Aus dem Prinzip der Differentialität folgt, dass es keine positiv zu bestimmenden Einzelglieder in der Sprache gibt. Im *Cours* ist zu lesen:

„Alles Vorausgehende läuft darauf hinaus, dass es in der Sprache nur Verschiedenheiten gibt. (...) Ob man Bezeichnetes oder Bezeichnendes nimmt, die Sprache enthält weder Vorstellungen noch Laute, die gegenüber dem sprachlichen System präexistent wären, sondern nur begriffliche und lautliche Verschiedenheiten, die sich aus dem System ergeben. Was ein Zeichen an Vorstellung oder Lautmaterial enthält, ist weniger wichtig als das, was in Gestalt der anderen Zeichen um dieses herum gelagert ist.“ (Saussure 2001, 144)

Darauf, dass es in der Sprache ‚de iure‘ nur Verschiedenheiten gibt, kann verschieden geantwortet werden. In jedem Fall ist Saussures Theorie des sprachlichen Werts Grundlage der Auseinandersetzung. Ferdinand de Saussure unterscheidet den sprachlichen Wert von der Bedeutung eines Zeichens. Die Bedeutung ist in dem arbiträren Verhältnis von Lautbild und Vorstellung angelegt. Der sprachliche Wert hingegen hebt die Arbitrarität dieser Verbindung und die Relativität ihrer Bedeutung hervor und kann nur über eine Analyse des Gesamtsystem aller in Umlauf befindlichen Zeichen erschlossen werden. „Das Individuum ist für sich allein außerstande, einen Wert festzusetzen“, heißt es bei Saussure, denn die sprachlichen Werte sind „etwas vollständig Relatives“. (Saussure 2001, 135) Sie werden in Abgrenzung zu den sie umgebenden Werten gewonnen.

„Außerdem zeigt uns der so bestimmte Begriff des Wertes, dass es ganz irrig wäre, ein Glied schlechthin als die Einigung eines gewissen Lautes mit einer gewissen Vorstellung zu betrachten. Eine solche Definition würde bedeuten, dass man es von dem System, von dem es ein Teil ist, abtrennt und vereinzelt; würde bedeuten, dass man mit den Gliedern beginnen und durch ihre Summierung das System konstruieren kann während man im Gegenteil von dem in sich zusammenhängenden Ganzen ausgehen muß, um durch Analyse die Bestandteile zu gewinnen, die es einschließt.“ (Saussure 2001, 135)

Die arbiträre Verbindung von Lautbild und Vorstellung erhält erst über den Begriff des Wertes Bedeutung innerhalb des sprachlichen Systems. Ohne Berücksichtigung des sprachlichen Wertes wären die als *Zeichen definierten arbiträren Verbindungen, nicht von Bedeutung.²⁰ Kurz gefasst kann man sagen, dass die Möglichkeitsbedingung der Bedeutungskonstitution der sprachliche Wert ist. Der Begriff des sprachlichen Werts dient als Konvergenzpunkt der systemimmanenten Prinzipien von Arbitrarität und Differentialität.

„Weil es keinen außersprachlichen Grund gibt, der das Verhältnis von Signifikat und Signifikant bestimmen und so die Bedeutung eines Zeichens festlegen würde, muß sich die Konstitution sprachlichen Sinns sprachintern erläutern lassen. Nicht die Referenz der Zeichen, also ihr Bezug auf Außersprachliches, zählt, sondern ihre Relation, genauer: die Differenz der Zeichen zueinander. Entscheidend ist der Wert, wie Saussure sagt, der durch diese Differenz festgelegt wird.“ (Münker/Roesler 2000, 4)

Der Sprache, die für Saussure „nichts anderes als ein System von bloßen Werten ist“ (Saussure 2001, 132), liegen keine der Sprache vorgängigen, prä-stabilisierten Einheiten zugrunde - nicht auf der Seite der Vorstellungen, nicht auf der Seite der Lautbilder und daher auch nicht auf der Ebene ihrer Verbindungen: den Zeichen.

„Die Sprache hat also die merkwürdige und überraschende Eigenschaft, keine im ersten Augenblick greifbaren Tatsachen darzubieten, und doch kann man nicht daran zweifeln, dass solche bestehen, und dass es bei der Sprache gerade auf ihr Zusammenspiel ankommt.“ (Saussure 2001, 127)

²⁰ „Ein neuer Vergleich mit dem Schachspiel wird uns das verständlich machen. Nehmen wir den Springer: Ist er, für sich betrachtet, ein Bestandteil des Spiels? Sicherlich nicht, weil er als Gegenstand schlechthin, außerhalb seines Feldes und ohne die sonstigen Bedingungen des Spiels nichts darstellt, sondern erst dann ein wirklicher und konkreter Bestandteil des Spiels wird, wenn er mit einer Geltung ausgestattet ist und diesen Wert verkörpert. Nehmen wir an, dass im Verlauf der Partie die Figur entzwei oder verloren gegangen wäre, dann könnte man irgendeinen andern Gegenstand als gleichwertig dafür einsetzen“ (Saussure 2001, 131)

Während die vertikale Verbindung eines Signifikats und eines Signifikanten aufgrund der Arbitrarität der Zeichen zur Instabilität neigt, bringt die horizontale Ebene der Werte Stabilität in das Saussure'sche System.²¹ Spielend bildet sich eine Art Raster heraus, der flexibel aber in jedem Fall bedeutungskonstitutiv ist.

„Saussure hat dem ‚jeu de différences‘ eine Grenze gesetzt: Wenn einmal – durch differenzierende Tätigkeit – die Werte eines sprachlichen Systems gebildet sind, so meinte er, muß man nicht mehr von Differenzen, sondern von Oppositionen sprechen. Oppositionen sind fest gewordene Differenzen zwischen Termen und haben als solche eine klare Identität mit sich, die Saussure auch als etwas Positives bezeichnet.“ (Frank 1984, 96)

Auf diesen Gedanken antwortet Derrida mit einer Radikalisierung der Differentialität. Im Namen einer radikalen *différance* verhandelt Derrida unter anderem die Frage, ob und unter welchen Bedingungen eine Differenz sich exponieren kann. Zur Möglichkeit einer radikalen *différance* in der Sprache schreibt Derrida:

„Selbstverständlich kann sie nicht exponiert werden. Man kann immer nur das exponieren, was in einem bestimmten Augenblick anwesend, offenbar werden kann, was sich zeigen kann, sich als ein Gegenwärtiges präsentieren kann, ein in seiner Wahrheit gegenwärtig Seiendes, in der Wahrheit eines Anwesens oder des Anwesens des Anwesenden.“ (Derrida 1999a, 34)

Doch wie erhält es sich mit dem Erscheinen der Differenz bei Saussure?

Hinsichtlich der Saussure'schen Differentialität hält Sybille Krämer folgendes fest:

„Das anwesende Sprachzeichen ist bestimmt durch die jeweils abwesenden Sprachzeichen: Das ist die Pointe seines semiologischen Sprachansatzes. Die Sprache wird dadurch zu einem differenztheoretischen Sachverhalt. Das sprachliche Zeichen als Koexistenz von Vorstellung und Lautbild wird überhaupt erst durch die Differenz zu anderen sprachlichen Zeichen erzeugt.“ (Krämer 2001, 33)

Saussure unterscheidet zwei Arten differentieller Werte, die in verschiedene Zeitlichkeiten eingeschrieben sind. Gemeinsam ist ihnen, die Funktion, Einheit und Identität des Zeichens zu garantieren. Für Saussure gibt es also einerseits Werte, „die auf dem linearen Charakter

²¹ „Das Zeichen ist in der Sprache ‚willkürlich‘, keinerlei natürliches Band verknüpft den Signifikant mit dem Signifikat, und diese Willkür muß durch eine stabilisierende Kraft - (...) - kompensiert werden; da das Zeichen nicht von selbst ‚aufrecht‘ bleibt (seine Vertikalität ist trügerisch), muß es sich als Rückhalt auf seine Umgebung stützen;“ (Barthes 1988, 160)

der Sprache beruhen, der es unmöglich macht zwei Elemente zu gleicher Zeit auszusprechen. (...) In eine Anreihung hineingestellt erhält ein Glied seinen Wert nur, weil es dem vorausgehenden oder den folgenden oder beiden gegenübersteht.“ (Saussure 2001, 147) Diese Werte, die über syntagmatische Ketten bestimmt sind, realisieren sich – so Saussure: in praesentia. Auf der anderen Seite gibt es Werte, die sich über assoziative Beziehungen der Glieder zueinander herstellen – diese „Gedächtnisreihen“ realisieren sich – so Saussure: in absentia. (Saussure 2001, 148)

Der Übergang vom Sprechen (parole) in die Sprache (langue) erfolgt über einen Wechsel der Zeitlichkeit. Die lineare Anordnung der Zeichen im Sprechen muß einer Simultanität weichen, die nur virtuell hergestellt werden kann.

„Im Sprechen werden Zeichen in der zeitlichen Sukzession produziert, und das ist wahrnehmbar. Damit das Prinzip der Differentialität als Bestimmung von etwas durch das, was es nicht ist, wirksam werden kann, muß dieses zeitliche Nacheinander in ein zeitliches Nebeneinander, in die Gleichzeitigkeit überführt werden. Eine Gleichzeitigkeit jedoch, die nur virtuell sein kann, da sie das Verhältnis zwischen jeweils gebrauchten und mit diesem Gebrauch ausgeschlossenen Zeichen betrifft.“ (Krämer 2001, 36)

2.3.2 différence – différance

Für Jaques Derrida folgt aus der Saussure'schen These, dass es in der Sprache nur Verschiedenheiten gibt - „dass die bezeichnete Vorstellung, der Begriff, nie an sich gegenwärtig ist, in hinreichender Präsenz, die nur auf sich selbst verwies.“ (Derrida 1999a, 40) Einer differentiellen Struktur zufolge gibt es kein Zeichen, keinen Begriff, keine Einheit, also kein Element an sich, das nicht *immer-schon* auf andere Elemente verwiesen hat: „Jeder Begriff ist seinem Gesetz nach in eine Kette oder ein System eingeschrieben, worin er durch das systematische Spiel von Differenzen, auf den anderen, auf die anderen Begriffe verweist.“ (Derrida 1999a, 40)

Bedeutung wird, wenn überhaupt (!) - denn in diesem Punkt weichen Saussures ‚différence‘ und Derridas ‚différance‘ voneinander ab - über eine gesetzmäßige Bewegung erzeugt. „Da es keine Präsenz vor oder außerhalb der semiologischen Differenz gibt“ (Derrida 1999a, 41), ist die Einheit des Zeichens für Derrida - wenn es sie gibt - ein illusionärer Effekt. Im Unterschied zu Saussure, der sich innerhalb eines sinn-orientierten Paradigmas bewegt, wird Derridas Denken von einer *différance* getragen - einer

différance, die sich unaufhörlich unterscheidend, nie identifizierend, den Komplex von ‚Sinn - Identität - Gegenwart‘ unendlich aufschiebend, zu erkennen gibt. Die als ‚Bedeutung‘ definierten Identitäten sind höchstens vorläufige Ergebnisse in einem potentiell unendlichen Differenzierungsprozesses.

„Aus dem gleichen Grunde ist die *différance*, die kein Begriff ist, auch kein einfaches Wort, das sich als ruhige und gegenwärtige, auf sich selbst verweisende Einheit eines Begriffs und eines Lautes vergegenwärtigen läßt. Wir werden später sehen, wie es um das Wort überhaupt bestellt ist.“ (Derrida 1999a, 40)

‚Sinn‘²² erscheint für Derrida am Horizont des Denkens und kann sich nur unter der Bedingung einer ‚Geschlossenheit‘ (*clôture*) konstituieren. Da die Sprache prinzipiell unendlich viele Differenzierungen ermöglicht, ist es für Derrida wie für viele Poststrukturalisten nicht möglich, ein Denken der Sprache systematisch abzuschließen. Die Wissenschaftlichkeit der Wissenschaft, die Strukturalität der Struktur und die Sprachlichkeit der Sprache sind nur über diese ‚Geschlossenheit‘ (*clôture*) zu verstehen, die im Französischen sowohl als Begrenzung einer Aktivität oder eines Raumes, als auch im Sinne einer Schlussfolgerung oder einer gewonnenen Erkenntnis verstanden werden kann. (Roggenbuck 1998, 60)

Geschlossenheit (*clôture*) ist der Name für eine Bewegung des Schließens. Da sich die Geschlossenheit (*clôture*) - wenn überhaupt - dann retrospektiv zu erkennen gibt, kann von ihr nie im Modus der Präsenz gesprochen werden. Da sie nicht als sich-gegenwärtigende Vollendung zu fassen ist, steht ihre Totalität *immer-schon* aus und kann doch nicht antizipiert werden. *Clôture* ist das Wort, das Derrida wählt, um eine aporetische Zirkularität zu beschreiben – eine Zirkularität, die man für das Gesetz des abendländischen Denkens schlechthin halten kann.

„Das könnte bedeuten, dass man aus einer Epoche, deren Abschluß (*clôture*) umrißhaft sich bereits abzeichnen läßt, doch nicht herauszutreten vermag. Die Bewegungen der Zugehörigkeit oder der Nicht-Zugehörigkeit zu einer solchen Epoche sind zu subtil, die damit verbundenen Illusionen zu verführerisch, als dass sich hier eine Entscheidung treffen ließe.“ (Derrida 1974, 26f)

²² ‚Sinn‘ umfasst hier drei, miteinander korrespondierende, Ebenen: 1. ‚Sinn‘ als telos der Wissenschaft (Erkenntnis), 2. ‚Sinn‘ als die identifizierbare Einheiten der Wissenschaft (Identität), 3. ‚Sinn‘ als Komponente der Zeicheneinheit (Bedeutung). Die Erkenntnis der Regelmäßigkeit zwischen den Einheiten konstituiert den ‚Sinn‘, der sich auf abstrakter Systemebene als Bedeutung niederschlägt. (Roggenbuck 1998, 45)

Will man Saussures Position nachvollziehen, bleibt es ungenau, sich darauf zu berufen, „dass es in der Sprache nur Verschiedenheiten gibt“. Modifizierend wäre es angemessener zu sagen, dass es in der Sprache *zunächst* nur Verschiedenheiten gibt. Mit Eröffnung des Spiels, bildet sich eine Struktur heraus, die beschrieben werden kann. Derrida beschreibt diesen Zusammenhang von „Erkenntniswille und Struktur“ (Roggenbuck 1998, 35) und betont, dass Saussures ‚différence‘ einer Identitätslogik verhaftet bleibt. Für Saussure sind „Zeichen oder allgemeiner Einheiten (sind) nicht präterminiert, aber in jedem Falle als Einheiten determinierbar.“ (Roggenbuck 1998, 29)

Das Spiel der Differenzen ist bei Saussure am Erzeugen einer Form orientiert und daher notwendiger Weise begrenzt. Für ihn ist „Die Sprache (ist) eine Form und nicht eine Substanz“ (Saussure 2001, 146). Saussure setzt die Möglichkeit des Identifizierens voraus. Die ‚différence‘ generiert Einheiten, die in ihrer Positivität das Ergebnis einer differentiellen Bewegung sind. Die ‚différence‘ Saussures beruht auf der Interdependenz von Differenz und Identität.

„Die Linguistik emanzipiert sich von Logik und Psychologie um den Preis, wenn man so will, des Überganges aus dem schützenden Paradigma des Selben (der präexistent und außerlinguistisch vorgegebenen Entitäten) zum Paradigma der Form als funktioneller Gleichheit, in dem sich jede Identität in Differenz zur anderen bestimmt, ohne auf einen externen Bezugspunkt als ‚Anker‘ zurückgreifen zu können“ (Roggenbuck 1998, 17)

Mit Derrida, der sich selbst „keineswegs als Opponent Saussures versteht, sondern als einer, der Saussures Zeichenbegriff von den letzten metaphysischen Anhänglichkeiten befreit und insofern nur radikalisiert hat“ (Frank 1984, 89) - kann argumentiert werden, dass das Prinzip der Arbitrarität und die epistemologische Gleichwertigkeit der Signifikanten und Signifikate es nicht erlaubt, das Spiel der Differenzen in Hinblick auf ein endliches Ergebnis zu beschränken. Derridas *différance* steht einer Begrenzung des Spiels entgegen. „Obgleich die *différance* weder ein Wort noch ein Begriff ist“, kann man versuchen, sich ihr über eine „approximative semantische Analyse“ zu nähern. Sie umfasst etwas, demgegenüber die ‚différence‘ Saussures eine Verkürzung ‚*avant la lettre*‘ darstellt: „nämlich die Tätigkeit, etwas auf später zu verschieben, sich von der Zeit und den Kräften bei einer Operation Rechenschaft abzulegen, die Rechnung aufzumachen, die ökonomischen Kalkül, Umweg, Aufschub, Verzögerung, Reserve, Repräsentation impliziert“ (Derrida 1999a, 36)

Die *différance* als Temporisation meint also „auf die zeitliche und verzögernde Vermittlung eines Umwegs rekurren, welcher die Ausführung oder Erfüllung des ‚Wunsches‘ oder ‚Willens‘ suspendiert“ (Derrida 1999a, 36) Die Bewegungen der Sprache - ihr differentielles Spiel erschöpft sich deshalb nicht in der Herstellung eines Wertesystems. Derridas *différance* ist weder vorläufig, noch in der Strukturalität einer Struktur aufgehoben. Sie ist weder gegenwärtig, noch auf sich selbst reduzierbar.

„Ein Intervall muß es von dem trennen, was es nicht ist, damit es es selbst sei, aber dieses Intervall das es als Gegenwart konstituiert, muß gleichzeitig die Gegenwart in sich selbst trennen und so mit der Gegenwart alles scheiden, was man von ihr her denken kann, das heißt in unserer metaphysischen Sprache, jedes Seiende, besonders die Substanz oder das Subjekt.“ (Derrida 1999a, 42)

Derrida dekonstruiert die metaphysische Vorstellung einer linearen Zeitlichkeit. Die Linearität wurde immer ausgehend von der Präsenz gedacht. Linearität setzt einen zu modifizierenden homogenen Raum voraus, der dazu geschaffen ist „Differenz als Ereignis zu empfangen“ (Derrida 1999a, 42) Das Potential einer *différance* ist jedoch ursprünglicher als jede gestiftete Identität .

„In einer Sprache, im System der Sprache, gibt es nur Differenzen (...) Aber einerseits spielen diese Differenzen: im Sprachsystem (*langue*), im Sprechakt (*parole*) und im Austausch zwischen Sprachsystem und Sprechakt. Andererseits sind diese Differenzen selbst wiederum Effekte. Sie nicht in fertigem Zustand vom Himmel gefallen (...) Die *différance*, die diese Differenzen hervorbringt, geht ihnen nicht etwa in einer einfachen, an sich unmodifizierten, in-differenten Gegenwart voraus. Die *différance* ist der nicht-volle, nicht-einfache Ursprung der Differenzen.“ (Derrida 1999a, 40)

2. 3. 3 Sprachen sprechen

Die Beliebigkeit der sprachlichen Zeichen ist selbstverständlich keine Saussure'sche Entdeckung. Jedoch hat die strukturelle Linguistik, für deren Gründerfigur Ferdinand de Saussure gehalten wird, die Differenz und Arbitrarität als Strukturprinzipien der Sprache hervorgehoben und konsequent analysiert.²³ Die Struktur der Sprache(n) ist ein Netz von Signifikanten, die sich in gegenseitiger Abgrenzung über ihre Differenzen bestimmen. Die

²³ „Der Grundsatz der Beliebigkeit wird von niemand bestritten; aber oft ist es leichter, eine Wahrheit zu entdecken, als ihr den gehörigen Platz anzuweisen. Dieser Grundsatz beherrscht die ganze Wissenschaft von der Sprache; die Folgerungen daraus sind unzählig“ (Saussure 2001, 79)

reziproke Beziehung der Signifikanten und Signifikate bewirkt, dass auch ihre Verbindung von jeder Verschiebung im Signifikantennetz betroffen ist. „Was auch immer die Faktoren der Umgestaltung sein mögen (...) sie laufen immer hinaus auf eine Verschiebung des Verhältnisses zwischen dem Bezeichneten und der Bezeichnung“ (Saussure 2001, 88). Das Entfallen jeder äußeren Beziehung zwischen Bezeichnetem und bezeichnender Instanz wirft das Zeichen auf seine, sich notwendig aus dem System ergebenden, inneren Konstitutionsbedingungen zurück.

Der *Cours de linguistique generale* analysiert im zweiten Kapitel des ersten Teils (‚Allgemeine Grundlagen‘) die aus dem Prinzip der Arbitrarität resultierenden Folgen auf der Ebene des Zeichens. Die Beschreibung auf der Zeichenebene bindet die Arbitrarität an das System der ‚langue‘, die für Saussure ein synchrones System darstellt. Die Synchronizität der ‚langue‘ erfasst aber nicht die Diachronizität als Grundlage jeder Veränderung. Die paradoxe Tatsache, dass das sprachliche Zeichen *zur selben Zeit* das Merkmal der Veränderlichkeit und der Beständigkeit aufweisen kann, resultiert aus der gewählten Perspektive der Beschreibung.²⁴

Da hier die Wirkungen der Arbitrarität als ein, die Sprachen (langages) dynamisch formendes Prinzip auf der Ebene synchroner Strukturen beschrieben werden, können zwei sich auf den ersten Blick widersprechende Fälle festgestellt werden. So kommt es, dass sprachliche Zeichen *in der Zeit* sowohl veränderbar als auch beständig sind.

Saussure, dessen Theoriegebäude - sofern wir es nachvollziehen können - eine Reihe Antinomien enthält, stellt der Sprache (langue) nicht nur die Rede oder den Sprechakt (parole) sondern auch die Artikulationsfähigkeit der Sprachen (langages) an die Seite, um das dynamische Wesen der Sprache darstellen zu können. Die strikte Unterscheidung der Felder und Beschreibungsebenen, wie sie von den Herausgebern des *Cours* praktiziert wird, mag in analytischer Hinsicht hilfreich sein, zieht aber jede Menge Ungereimtheiten nach sich.

„Für de Saussure sind vielmehr ‚Synchronie‘ und ‚Diachronie‘ ebenso wie ‚langue‘ und ‚parole‘, Dimensionen der Sprache selber, die in einem

²⁴ Dazu merken die Herausgeber des *Cours* folgendes an: „Es wäre nicht richtig, hier F. de Saussure vorzuwerfen, dass es unlogisch oder paradox sei, wenn er der Sprache zwei widersprechende Eigenschaften beilegt. Durch die auffällige und überraschende Gegenüberstellung dieser beiden Ausdrücke wollte er nur mit Entschiedenheit auf die Wahrheit hinweisen, dass die Sprache sich umgestaltet, ohne dass die Individuen sie umgestalten können.“ (Bally/ Sechehaye 2001, 87)

dialektischen ‚Wechselspiel‘ miteinander vermittelt sind. Die Überschneidungsorte von Gegenwärtigkeit und Geschichte, von Sprachsystem und Rede sind die heiklen Punkte (‚points délicats‘) der Sprachtheorie, durch deren Analyse das semiologische Verfahren der Sprache als ein Verfahren aufgeklärt werden kann, in dem Synchronizität und historische Bewegung, Systematizität und Diskursivität im Zeichenprozess miteinander verschaltet sind.“ (Jäger 2010, 184)

Dem *Cours de linguistique générale* mangelt es an kritischer Auseinandersetzung mit den für den Saussure’schen Text zentralen Antinomien. Mit dem Ziel, den Gedanken Saussures eine endgültige Form zu verleihen, versuchen die Herausgeber Widersprüche eher zu glätten, als Antinomien in Widerstreit treten zu lassen.²⁵ Für die Vernachlässigung der Diachronie zugunsten einer synchronen Sprachwissenschaft ernten die Herausgeber des *Cours* auch von Roman Jakobson Kritik. In seinem 1962 veröffentlichten Vortrag „Zeichen und System der Sprache“ stellt Roman Jakobson folgendes fest:

„Die Saussure’sche Gleichsetzung des Gegensatzes der Synchronie und Diachronie mit dem Gegensatz der Statik und Dynamik hat sich als irreführend erwiesen (...) die statische Synchronie ist eine Abstraktion, die dem Sprachforscher für gewisse Zwecke zwar notwendig ist, aber die wahrheitsgetreue ausführliche synchronische Beschreibung der Sprache muß die Dynamik der Sprache folgerichtig in Betracht ziehen.“ (Jakobson 1988, 431f)

Charles Bally und Albert Sechehaye haben mit ihrer Edition der Vorlesungen nicht nur ein Bild des Sprachwissenschaftlers Ferdinand de Saussures geprägt, sondern auch eine Version strukturalistischen Denkens in die Welt getragen, das der wissenschaftlichen Strukturalismus-Debatte viele Jahre als Referenzpunkt dient. Als Allgemeinplatz in dieser Auseinandersetzung mit einem, unter dem Namen Ferdinand de Saussure versammelten Strukturalismus gilt, dass die ‚Sprache‘ (langue) von den Individuen einer Sprachgemeinschaft wie ein Gesetz empfangen wird. Diese Annahme wird meist mit folgender Stelle des *Cours* belegt:

„In Wahrheit hat keine Gemeinschaft die Sprache je anders gekannt denn als ein von den früheren Generationen ererbtes Produkt, das man so, wie es war, zu übernehmen hatte. Daher ist die Frage nach dem Ursprung der Sprache nicht so

²⁵ „Der Text des *Cours de linguistique générale*, der 1916 von Charles Bally und Albert Sechehaye nach Vorlesungsmitschriften von Saussures Hörern herausgegeben wurde, ist von den Herausgebern so stark überarbeitet und geglättet worden, dass er zu großen Mißverständnissen der Lehre des Meisters Anlaß gab. Dank der schönen kritischen Ausgabe von Rudolf Engler (1967ff) sind wir heute in der Lage, die direkten Zeugnisse der Saussure’schen Schüler zu vergleichen und uns ein sehr viel genaueres und adäquateres Bild von dem ursprünglichen Text seiner Vorlesungen zu machen.“ (Jakobson 1988, 120f)

wichtig wie man im allgemeinen annimmt. Diese Frage sollte man überhaupt nicht stellen; das einzig wahre Objekt der Sprachwissenschaft ist das normale und regelmäßige Leben eines schon vorhandenen Idioms.“ (Saussure 2001, 84)

Tatsächlich scheint dieser Allgemeinplatz die Funktion zu haben, jeden Zweifel darüber auszuschließen, dass die strukturelle Linguistik das Subjekt von seinem Platz im Zentrum der Sprache verdrängt hat. Deshalb wird auch häufig dieser Satz aus dem *Cours* zitiert: „Die Sprache ist nicht eine Funktion der sprechenden Person; sie ist das Produkt, welches das Individuum in passiver Weise einregistriert.“ (Saussure 2001, 16) Dann bricht in den meisten Fällen das Zitat ab, obwohl es im Anschluss heißt: „Das Sprechen ist im Gegensatz dazu ein individueller Akt des Willens und der Intelligenz“ (Saussure 2001, 16). Wie ist diese Gegenüberstellung von Sprache (*langue*) und Sprechen (*parole*) zu verstehen? Und: „*In welcher Weise ist nun das sprachliche Zeichen dem Einfluß unseres Willens entrückt, und ferner: welches sind die wichtigsten Folgerungen, die sich daraus ergeben?*“ (Saussure 2001, 83)

Der Aspekt der Unveränderlichkeit verhilft der Sprache zu ihrer Funktion ‚Gesetz-zu-sein‘ und hebt die Autorität des Gesetzes über das Postulat eines Raum und Zeit transzendierenden Geltungsbereichs hervor. Im *Cours* heißt es:

„Nicht nur ein Individuum wäre außerstande, wenn es wollte, die vollzogene Wahl nur im geringsten zu ändern, sondern auch die Masse selbst kann keine Herrschaft nur über ein einziges Wort ausüben; sie ist gebunden an die Sprache so wie sie ist.“ (Saussure 2001, 83)

Andererseits läßt uns das Prinzip der Beliebigkeit zumindest die „theoretische Möglichkeit einer Änderung annehmen“ (Saussure 2001, 85) Die Sprache als Gesetz zu verstehen führt zu einer Herangehensweise, die der Sprache einen Platz in der Reihe sozialer Institutionen zuweist. Wenn die Sprache mit dem Gesetz verglichen werden kann, dann stellt sich für die Sprache, wie für alle anderen sozialen Institutionen, die Frage nach ihrem historischen Geltungsbereich. Wie pflanzen sich soziale Institution in Raum und Zeit fort? Ist ihre Geltung epochal begrenzt? So wird mit dem Gesetz zwar die Unveränderlichkeit und Beständigkeit sprachlicher Tatsachen betont, gleichzeitig taucht aber mit dem Gesetz auch die Frage nach seiner Legitimität und seiner möglichen Offenheit für Veränderung auf.

Die Veränderlichkeit sprachlicher Zeichen und die damit verbundenen Verschiebungen in den Relationen der Signifikate zu den Signifikanten ergeben sich aus dem

temporalen Charakter der Sprache – ihrer Existenz in der Zeit. Saussure versucht dem temporalen Charakter der Sprache mit der Unterscheidung zwischen einer diachronischen und einer synchronischen Sprachwissenschaft gerecht zu werden. Doch:

„Dass die Rede, der Diskurs, ebenso wie die Diachronie, die der Cours tendenziell auf die einer ‚blinden Macht‘²⁶ unterliegende ‚Lautveränderung‘ reduziert, in die Theorieperipherie verschoben werden, ist mit zentralen Intentionen des Saussure’schen Denkens unvereinbar.“ (Jäger 2010, 184)

Saussure sieht in der Synchronizität des sprachlichen Systems (*langue*) die Bühne, auf der die Diachronie und die Diskursivität inszeniert werden. Die Gegenwart erschöpft sich auch für Saussure nicht in einem Punkt reiner Gegenwärtigkeit, sondern weist immer schon über sich selbst hinaus.

„Der Ort der Geschichte – könnte man sagen – ist die Gegenwart, die gleichsam die Bühne darstellt, auf der Geschichte inszeniert wird. Aus diesem Grund und nicht aufgrund einer willkürlichen Entscheidung erhält sie einen logischen Vorrang vor der Diachronie. Der Synchronizität der Sprache kommt also vor allem deshalb systematische Priorität vor ihrer Historizität zu, weil sie als der Ort der semiologischen Bedeutungskonstitution angesehen werden muß. Bedeutung ist prinzipiell auf Synchronizität angewiesen. (Jäger 2010, 186)

Wie stabil sprachliche Sinnstrukturen sind, ist auch die zentrale Frage der Auseinandersetzung Jacques Derridas mit dem Strukturalismus. Folgt man der Interpretation Saussures durch Ludwig Jäger, schließt Derridas Konzept der (Re-) Iteration direkt an Saussure an. Da das sprachliche Zeichen, um von Bestand zu sein, notwendig in die Zirkulation der Zeichen eintreten und sich historisch realisieren muß, ist es zur selben Zeit - also im Zuge seines Gebrauchs - einem Transformationsprozess unterworfen.

In dem Versuch „die Sprache zum einen in Hinblick auf die historische Genealogie ihrer Strukturen zu beschreiben“ und „zum anderen die Gesamtheit des strukturellen Beziehungsgeflechts der Sprache zu einem bestimmten Zeitpunkt analysieren“ (Münker/Roesler 2000, 5), gerät der *Cours*, dessen Herausgeber an objektiven Erkenntnissen interessiert sind, in einen aporetischen Zirkel. Der *Cours* konstituiert eine Geschlossenheit (*clôture*), die es am Ende ermöglicht, das Gesetz der *langue* zu verewigen.

²⁶ „Denn in der Tat, wenn diachronische Tatsachen auch da nicht in das synchronische System, das sie bestimmen, eingeordnet werden können, wo der Wille eine solche Veränderung bestimmt, so ist das um so weniger möglich, wenn bei diachronischen Vorgängen eine blinde Macht auf die Organisation eines Zeichensystems einwirkt.“ (Saussure 2001, 106)

Im *Cours de linguistique général* ist zu lesen:

„Die Sprache ist erforderlich, damit das Sprechen verständlich sei und seinen Zweck erfülle. Das Sprechen aber ist erforderlich, damit die Sprache sich bilde; historisch betrachtet, ist das Sprechen das zuerst gegebene Faktum.“ (Saussure 2001, 22)

Aus diesem im *Cours* konstatierten *historischen* Vorrang des Sprechens gegenüber der Sprache, ist keinesfalls eine prinzipielle Bevorzugung der *parole* abzuleiten. Im Gegenteil: Saussure und seine Herausgeber sind der Auffassung, „dass es nicht die gesprochene Rede ist, was dem Menschen natürlich ist, sondern die Fähigkeit, eine Sprache zu schaffen, d. h. ein System unterschiedlicher Zeichen, die unterschiedenen Vorstellungen entsprechen.“ (Saussure 2001, 12)

Saussure weiß um die „gegenseitige Abhängigkeit von Sprache und Sprechen“ (Saussure 2001, 23). Doch in seiner Gegenstandsbestimmung ist er darauf angewiesen, das Sprechen der Sprache unterzuordnen. Im *Cours* erhält das Sprechen (*parole*) als kontingenter Sachverhalt einen Platz innerhalb der Gesamtheit sprachlicher Tatsachen.

Im *Cours* heißt es: „Indem man die Sprache vom Sprechen scheidet, scheidet man zugleich: 1. Das soziale vom Individuellen; 2. Das wesentliche vom Akzessorischen und mehr oder weniger Zufälligen.“ (Saussure 2001, 16)

Aus dieser Perspektive ergibt sich, dass das Phänomen des Sprechens nur in Abhängigkeit von den Gesetzen der Sprache erforscht werden kann.

„Es ist die Aufgabe des Systemaspektes, die Zeitlichkeit in ihren die Sprache verändernden Effekten zu neutralisieren. (...) Und das heißt: die Zeit nicht einfach auszuschließen, sondern so zu denken, dass sie die Homogenität nicht mehr in Frage stellen kann. Das aber wird möglich, wenn die Zeitlichkeit nicht mehr als Sukzession und Aufeinanderfolge, vielmehr als Simultaneität und Gleichzeitigkeit konzipiert wird.“ (Krämer 2001, 25)

Während Saussure eine dialektisches Verhältnis von Sprache und Sprechen intendiert, reduzieren die Herausgeber des *Cours* das Sprechen (*parole*) auf einen nicht vorhersehbaren Moment reiner Individualität. Der Sprache (*langue*), die „ihrer Wesenheit nach sozial und unabhängig vom Individuum“ (Saussure 2001, 22) ist, räumen sie eine für die Argumentation entscheidende Vorrangstellung ein.

Wenn im *Cours* zu lesen ist, die Sprache ließe sich im Sprechen „(...) lokalisieren in demjenigen Teil des Kreislaufs, wo ein Lautbild sich einer Vorstellung assoziiert“ (Saussure 2001, 17), dann ordnen sie den Assoziationsvorgang eines Lautbildes mit einer Vorstellung der Sprache (*langue*) und nicht dem Sprechakt (*parole*) zu. Auch dass sich eine Sprachgemeinschaft aus Individuen zusammensetzt, hat für die Argumentation des *Cours* geringe Folgen. Im *Cours* wird die sprachliche Sozietät nicht von den teilnehmenden Individuen hergeleitet. Das individuelle Sprechen wird der Homogenität einer ‚Sprachgemeinschaft‘ untergeordnet. Die Aktualisierung der Sprache in der Rede erscheint nachrangig. Da die Sprache ihrem Wesen nach sozial und überindividuell ist, wird das Sprechen in der Sprache verankert. Und da Veränderungen an der Sprache nur schwer und wenn, dann nur über lange Zeiträume hinweg zu beobachten sind, scheint sie für individuelle Angriffe in Form von notwendig aus der Rede resultierenden Abweichungen, nicht anfällig zu sein. Das Gesetz der Überlieferung erscheint den Herausgebern des *Cours* übermächtig und jede plötzliche Änderung im Sprachgebrauch auszuschließen.

„Denn wenn man beweisen will, dass ein in einer sozialen Gemeinschaft geltendes Gesetz etwas Feststehendes ist, dem man wirklich unterworfen ist, und nicht nur eine freiwillig übernommene Regel darstellt, so bietet die Sprache das allerüberzeugendste Beweisstück dafür.“ (Saussure 2001, 83)

Doch diese von den Herausgebern unveränderlich wie das Gesetz beschriebene Sprache ist lediglich das Ergebnis einer theoretischen Konstruktion, die, im Versuch die Relation von Sprache (*langue*) und Sprechen (*parole*) zu klären, eine Art ‚Ursprung‘ voraussetzen muss. Der Gedanke eines metaphysischen Ursprungs wird durch die Strukturalität einer Struktur ersetzt, die als ewiges Gesetz die Sprache (*langue*) konstituieren muß.

„Angesichts der raum-zeitlichen Situiertheit, der lautlichen Materialität und der sinnlichen Wahrnehmbarkeit des jedmaligen Sprechens kann die *langue* nur deshalb das Sprechen bedingen, weil sie selbst keine Stelle im Raum-Zeit Kontinuum einnimmt, nicht materiell und auch nicht wahrnehmbar ist.“ (Krämer 2001, 35)

In dem Versuch, den Forschungsgegenstand ‚Sprache‘ von möglichen Einflüssen des individuellen Sprechens freizuhalten, konstruiert der *Cours* über das „Außer-Geltung-Setzen der Phänomenalität der Sprache“ (Krämer 2001, 34) eine sprachliche Virtualität, die in der Lage sein soll, von der Strukturalität der Struktur Zeugnis abzulegen.

„In dieser Beziehung kann man die Sprache mit einer Symphonie vergleichen, deren Realität unabhängig ist von der Art und Weise, wie sie aufgeführt wird; die Fehler, welche die Musiker machen können, betreffen diese Realität in keiner Weise.“ (Saussure 2001, 21)

Als unvollständige und mangelhafte Realisierung bleibt die Rede dem virtuellen System der Sprache untergeordnet. Denn Sprache ist „ (...) ein grammatikalisches System (ist), das virtuell in jedem Gehirn existiert oder vielmehr in den Gehirnen einer Gesamtheit von Individuen; denn die Sprache ist in keinem derselben vollständig, vollkommen existiert sie nur in der Masse.“ (Saussure 2001, 16)

Da im *Cours* der Fokus auf das gesetzmäßige Funktionieren der Sprache gerichtet ist, muß er die Strukturalität der Struktur und ihre Geschlossenheit voraussetzen. Diese Form strukturaler Beschreibung begrenzt ein virtuelles Feld, das einer historisch-genealogischen Beschreibung entzogen bleiben soll. So übernimmt der Begriff der Virtualität die Funktion, die Genese einer Struktur zu erklären.²⁷ „Und wie immer gibt die Kohärenz im Widerspruch einer Begierde Ausdruck.“ (Derrida 1976a, 423) schreibt Derrida. Diese Unvereinbarkeit erkennt auch Gilles Deleuze als strukturalistisches Dilemma:

„Vielleicht bezeichnet das Wort Virtualität genau den Modus der Struktur oder den Gegenstand der Theorie. Unter der Bedingung, dass es ihr alles Vage nimmt; denn das Virtuelle hat eine Realität, die im eigen ist, die jedoch mit keiner gegenwärtigen Realität, mit keiner gegenwärtigen oder vergangenen Aktualität in eins geht; es hat eine Idealität, die ihm eigen ist, die jedoch mit keinem möglichen Bild, mit keiner abstrakten Idee in eins geht. Von der Struktur wird man sagen: real ohne aktuell zu sein, ideal ohne abstrakt zu sein.“ (Deleuze 1992, 27)

²⁷ Diese Bewegung des Schließens findet Derrida auch in seiner Lektüre Jean-Jacques Rousseaus: „Der Begriff der Virtualität nimmt also eine Kohäsions- und Verbindungsfunktion zwischen zwei diskontinuierlichen Ordnungen wahr, wie auch zwischen zwei Zeitlichkeiten – der unmerklichen Progression und dem scharfen Bruch -, die wechselweise den Übergang von der Natur zur Gesellschaft bestimmen.“ (Derrida 1999d, 168)

III Die Macht der gesprochenen Worte

3.1 Phonologismus + Phonozentrismus = Phonologozentrismus (?)

Die „These von der Differenz als Quelle des sprachlichen Werts“ (Derrida 1974, 92) ist entscheidend für die strukturelle Linguistik Ferdinand de Saussures. Noch vor jeder weiteren Bestimmung des Forschungsgegenstands stellt die Einleitung des *Cours* fest: „Das Wesentliche an der Sprache ist, wie wir sehen werden, dem lautlichen Charakter des sprachlichen Zeichens fremd.“ (Saussure 2011, 8)

Saussure betont den differentiellen Aspekt der Sprache, daher „ist es unmöglich, dass der Laut an sich, der nur ein materielles Element ist, der Sprache angehören könnte. Er ist für sie nur etwas Sekundäres, ein Stoff mit dem sie umgeht.“ (Saussure 2001, 141) Für den Signifikanten - das bezeichnende Element der Sprache gilt:

„(...) seinem Wesen nach ist es keineswegs lautlich, es ist unkörperlich, es ist gebildet nicht durch seine stoffliche Substanz, sondern einzig durch die Verschiedenheiten, welche sein Lautbild von allen anderen trennen. Dieser Grundsatz ist so wesentlich, dass er auf alle materiellen Bestandteile der Sprache Anwendung findet; auch auf die Phoneme selbst.“ (Saussure 2001, 142)

Während eine, von Roman Jakobson vertretene, dezidiert phonologische Argumentation Saussure entgegenhält, dass der formale Aufbau eines auf Lauten beruhenden semiotischen Systems, nicht unabhängig von der materialen Natur der Zeichen erklärt werden kann – macht Derrida „Saussure (...) den Vorwurf, die von ihm eingeleitete ‚Desubstanzialisierung‘ der sprachlichen Zeichen – metaphysisch befangen – nicht konsequent durchgehalten zu haben.“ (Holenstein 1988, 139)

Derrida sieht in einer an der Phonologie orientierten Linguistik den in metaphysischen Vorannahmen befangenen Versuch, ihren vehement erhobenen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit zu begründen. Für Derrida steht auch das Vorhaben Saussures, die Linguistik als Wissenschaft auf festen Boden zu stellen, unter Verdacht mit phono-logozentristischen Vorannahmen belastet zu sein.

Doch: *Wie sind die Vorwürfe des Phonologismus, des Phonozentrismus und des Phonologozentrismus mit dem differentiellen Strukturprinzip der Sprache zu vereinbaren?*

3.1.1 Exkurs: Derrida und der Cours de linguistique général

An einer Stelle äußert Derrida diesen in der *Grammatologie* formulierten ‚Phonologismus-Verdacht‘ über den Hinweis²⁸, Roman Jakobson hätte als Vertreter einer entschieden phonologischen Ausrichtung „eine ursprünglich Saussure’sche Intention vollendet.“ (Derrida 1974, 52)

Bei dieser Formulierung stellt sich nun die Frage wie Derrida, der doch bemüht ist, den Text von den vermeintlichen Intentionen eines Autors abzulösen, zu dieser spekulativen Behauptung kommt. Die Formulierung erstaunt, scheint sie doch Derridas Textpraxis und seine Annahme außeracht zu lassen, dass das Lesen eines Textes Ereignischarakter hat und die Struktur der Texte durchwegs uneinheitlich ist.²⁹

Im Bemühen um eine kritische Rezeption stellt sich die Frage, weshalb Derrida sich in der *Grammatologie* ausschließlich auf den, von Charles Bally und Albert Sechehaye herausgegebenen *Cours de linguistique générale* bezieht. Derrida müsste, während er die *Grammatologie* verfasst hat, auch Zugang zu anderen Quellen, unter anderem zu der damals in Vorbereitung befindlichen kritischen Ausgabe von Rudolf Engler oder zu den von Robert Godel herausgegebenen „Les sources de manuscrites du Cours de linguistique générale de F. de Saussure“ gehabt haben, meint jedenfalls die Romanistin und Sprachwissenschaftlerin Simone Roggenbuck. (vgl. Roggenbuck 1998, 15)

In dem drei Jahre nach Saussures Tod herausgegebenen *Cours de linguistique générale* werden Saussures Genfer Vorlesungen zur allgemeinen Sprachwissenschaft aus den Jahren 1907-1911 anhand der Vorlesungsmitschriften seiner Hörer rekonstruiert. Der *Cours* ist zwar „(...) publikationstechnisch eine beachtenswerte Collage aus den Herausgebern vorliegenden Notizen Saussures und Vorlesungsmitschriften seiner Studenten“, doch „sich auf den Wortlaut der Vulgatafassung zu berufen, wie Derrida dies tut, ist aufgrund des recht interpretativen Charakters dieser Saussure-Rekonstruktion nicht ganz ungefährlich.“ (Roggenbuck 1998, 14f)

²⁸ „Da die systematisch und entschieden phonologische Orientierung der Linguistik (Troubetzkoy, Jakobson, Martinet) eine ursprünglich Saussure’sche Intention vollendet, werden wir uns im wesentlichen und zumindest vorläufig auch an diese halten.“ (Derrida 1974, 52)

²⁹ „Es geht Derrida nicht darum, einen Autor zu verstehen im Sinne der Intentionen, die dieser mit seinem Schreiben verbindet. Und auch nicht darum, Texte in einen historischen Kontext zu situieren, um dadurch deren Bedeutung zu profilieren. Derrida setzt einen Text überhaupt nicht zu etwas dem Text Äußerlichen – seien das Autorintentionen oder historische Kontexte – in Beziehung.“ (Krämer 2001, 220f)

Roggenbuck (1998) vermisst in Derridas Saussure-Rezeption die kritische Frage nach den Gründen für die anhaltende Popularität des *Cours* - eine Frage, die sich Johannes Fehr (1997), der als Herausgeber und Übersetzer des Saussure'schen Nachlasses dem *Cours* aufgrund seines abgeschlossenen Charakters kritisch gegenübersteht, zur Leitfrage seiner Arbeit gemacht hat. Ihn interessiert folgendes:

„Was für eine Bewandnis hat es mit den, für Saussures ‚stets im Fluß begriffenes‘ Denken‘ offenbar charakteristischen ‚Schwankungen‘ und ‚Abwandlungen‘, welche von den Herausgebern des *Cours* bei ihrem Vorhaben ‚das ganze System in seiner endgültigen Form‘ darzustellen, als störender Mangel aus dem Text beseitigt wurden?“ (Fehr 1997, 32)

Die Herausgeber des *Cours*, Charles Bally und Albert Sechehaye, bestätigen zwar mehrere Schichten des Saussure'schen Denkens, doch mußten diese ihrem Anliegen einer systematischen Darstellung untergeordnet werden. Sie waren Kollegen Saussures und selbst nicht Hörer seiner Vorlesungen. Der Veröffentlichung des *Cours* stehen Bally und Sechehaye durchaus mit einigen Vorbehalten gegenüber, die sie auch im Vorwort zur ersten Auflage zum Ausdruck bringen. Dort ist zu lesen:

„Es handelte sich also um eine Nachschaffung, die um so schwieriger war, als sie vollkommen objektiv sein mußte. Es galt, Punkt für Punkt jedem einzelnen Gedanken auf den Grund zu gehen und zu versuchen, ihn vom Gesichtspunkt des ganzen Systems aus in seiner endgültigen Form zu sehen und von den Abwandlungen und Schwankungen zu befreien, die sich beim mündlichen Vortrag ergeben; ferner mußte jeder Gedanke in seine natürliche Umgebung eingegliedert und alle Teile in einer Ordnung dargeboten werden, die der Absicht des Autors entsprach, auch da, wo diese Absicht mehr zu ahnen als klar zu erkennen war. Aus einer solchen Aneignungs- und Wiederherstellungsarbeit ist das Buch entstanden, das wir nicht ohne einige Besorgnis dem gelehrten Publikum und allen Freunden der Sprachwissenschaft vorlegen. Unser Leitgedanke war, einen organischen Zusammenhang aufzustellen und nichts zu versäumen, was zum Eindruck eines in sich geschlossenen Ganzen beitragen könnte.“ (Bally/ Sechehaye 2001, IX- X)

Auch Ludwig Jäger (2010) kritisiert neben einem selektiven Umgang mit den Saussure'schen Quellen vor allem die Systematizität der Darstellung, die sich in keinem der von Saussure selbst verfassten Texten widerspiegelt.

„Die Absicht der ‚Herausgeber‘, dem in den Vorlesungen vorgetragenen – und von ihnen als ‚schwankend‘ und ‚unfertig‘ empfundenen – Denken Saussures eines diesem fremde ‚systematische‘ und ‚endgültige‘ Form zu geben, gewann durch eine zweite Entscheidung zusätzliche Brisanz,

durch ihre Entscheidung nämlich, bei der Anordnung des Mitschriftenmaterials weitgehend auf die ‚Notes‘ als Quelle des Saussure’schen Denkens zu verzichten.“ (Jäger 2010, 169)

Dennoch ist der von Bally und Sechehaye herausgegebene *Cours* für eine auch von Saussure vertretene strukturelle Sprachwissenschaft repräsentativ: Zum einen betont Fehr (1997), dass Saussure an seinem Ziel, eine endgültige Form und eine systematisch-geschlossene Darstellung für seine Überlegungen zu finden, immer festgehalten hat. Fehr (1997) zitiert aus den Aufzeichnungen eines Gesprächs, das Albert Riedlinger mit Ferdinand de Saussure geführt hat. In diesem Gespräch, das 1909 stattfand hat, meldet Saussure sich folgendermaßen zu Wort:

„Die Sprache ist ein geschlossenes System, und die Theorie muss ein ebenso geschlossenes System sein wie die Sprache. Hier ist der schwierige Punkt, denn es ist nichts, verschiedene Behauptungen, eine nach der andern, über die Betrachtungsweise der Sprache zu machen; das Ganze ist in einem System zu koordinieren.“ (zit. nach Fehr 1997, 33)

Diese Aussage Saussures könnte die editorische Entscheidung von Bally und Sechehaye rechtfertigen. Saussure wäre an einer systematischen Darstellung interessiert gewesen - allerdings hielt es Saussure noch zum Zeitpunkt seines Todes für ausgeschlossen, die begrifflichen Mittel für eine systematische Darstellung gefunden zu haben. Weit von seinem Ziel entfernt, blieb aus Saussures Sicht das Projekt eines ‚Systems der Philosophie der Sprache‘ unausgearbeitet. Folgt man also Saussures eigener Einschätzung, so wirkt der Anspruch der Herausgeber, seinem Theoriegebäude eine endgültige Form verleihen zu können, überhöht und problematisch.³⁰

Für die Rezeption ist jedoch entscheidend, dass Saussure - einem Paradigma folgend, das wir ‚strukturellistisch‘ nennen können - an der *Möglichkeit einer abschließenden Systematik* festhält. Dass der *Cours* in seiner Darstellung offenbar eine, für den Strukturalismus paradigmatische Intention wiedergibt, erklärt seine Popularität. Derridas Vorgehensweise, sich in seiner Saussure-Rezeption ausschließlich am *Cours de linguistique générale* zu orientieren, erfährt deshalb und über die historische Tatsache, dass der *Cours* die Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus von den 1960-er Jahren bis heute entscheidend geprägt hat, seine Berechtigung.

³⁰ Jäger (2010) ist hingegen der Ansicht, dass Ferdinand de Saussure der Realisierung eines Editionsprojektes zu seinen Vorlesungen niemals zugestimmt hätte. vgl. Jäger 2010, 164f

„Wenn Saussure als ‚Begründer‘ oder ‚Vater‘ der modernen Linguistik bezeichnet werden konnte, dann nicht in erster Linie auf Grund seiner eigenen Veröffentlichungen und nicht auf Grund seiner Vorlesungen oder persönlichen Notizen, sondern dank dem von Bally und Sechehaye veröffentlichten ‚Cours‘. (Fehr 1997, 29)

3.1.2 Phonologie - Semeologie - Grammatologie

Die strukturelle Linguistik soll Aufschluss über die Gesetze der Sprache geben. Sie wird von Saussure als Teil einer zukünftigen Wissenschaft - einer allgemeinen ‚Semeologie‘ konzipiert - die man sich als „eine Wissenschaft welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht“ (Saussure 2001, 19) vorzustellen hat. In der Einleitung des *Cours* ist zu lesen:

„Sie [die Semeologie, Anm.: S.H.] würde uns lehren, worin die Zeichen bestehen und welche Gesetze sie regieren. (...) Die Sprachwissenschaft ist nur ein Teil dieser allgemeinen Wissenschaft, die Gesetze, welche die Semeologie entdecken wird, werden auf die Sprachwissenschaft anwendbar sein.“ (Saussure 2001, 19)

Derrida greift dieses, von Saussure skizzierte Konzept einer noch ausstehenden allgemeinen Zeichenwissenschaft auf und macht einen für die *Grammatologie* ‚programmatisch‘ anmutenden Vorschlag: „Durch eine Substitution, die keineswegs bloß verbal wäre, müsste man also im Programm des *Cours de linguistique générale* das Wort ‚Semeologie‘ durch ‚Grammatologie‘ ersetzen.“ (Derrida 1974, 88) Mit dieser „Substitution, die keineswegs bloß verbal wäre“ zeigt Derrida, dass er mit seinem Entwurf einer *Grammatologie* an Saussures Vision einer allgemeinen ‚Semeologie‘ anschließen möchte.

„Da sie [Grammatologie/ Semeologie] noch nicht existiert, kann man noch nicht sagen, was sie sein wird. Aber sie hat Anspruch darauf zu bestehen; ihre Stellung ist von vornherein bestimmt. Die Sprachwissenschaft ist nur ein Teil dieser allgemeinen Wissenschaft, die Gesetze welche die [Grammatologie/ Semeologie] entdecken wird, werden auf die Linguistik anwendbar sein.“ (Saussure 2001, 19; Derrida 1974, 88f)

Denn sobald das sprachliche Zeichen einer allgemeinen Zeichentheorie unterstellt wird, besteht immerhin die Möglichkeit mit der in Philosophiegeschichte und Zeichentheorie fest verankerten Verbindung zu brechen, die das sprachliche Zeichen auf seine Lautlichkeit

reduziert, um ihm als lautliches Zeichen aufgrund seiner trügerischen Nähe zu einem idealen Signifikat besondere Bedeutung beizumessen. Derrida schreibt:

„Die Affirmation des wesensmäßigen, ‚natürlichen‘ Bandes zwischen phoné und Sinn, das einer Signifikanten-Ordnung eingeräumte Privileg (diese wird dann zum Hauptsignifikat für alle anderen Signifikanten) stehen ausdrücklich im Gegensatz zu anderen Ebenen des Saussure’schen Diskurses im Gefolge einer Psychologie des Bewußtseins und der Intuition.“ (Derrida 1974, 71)

Dass die strukturelle Sprachwissenschaft ‚Sprache‘ in erster Linie als Lautsprache versteht, ist nicht selbstverständlich, zumal sie die Rede (parole) der Sprache (langue) unterordnet und die Differenz für das signifikante Element hält. „Ohne diese Reduktion des Lautmaterials bliebe die für Saussure bestimmende Unterscheidung zwischen Sprache (langue) und gesprochenem Wort (parole) ohne jede Stringenz. (Derrida 1974, 93) Sprache wirkt für Saussure nicht kraft ihrer historischen Macht in der Aktualisierung einer Rede, sondern kraft ihrer Struktur im Herausbilden signifikanter Reihen. Das Prinzip der Differenz erfordert eine Reduktion der Lautsubstanz – der Signifikant ist nicht lautlich, sondern differentiell.

Die Phonetik als linguistische Teildisziplin fügt sich daher nicht problemlos in die strukturelle Sprachwissenschaft ein und das den lautlichen Signifikanten eingeräumte ‚natürliche‘ Privileg steht, wie auch Derrida feststellt, in Widerspruch zu den Schichten des Saussure’schen Diskurses, die Sprache als System von Differenzen und Zeichen als arbiträre Verbindungen eines im Prozess der Artikulation hervorgebrachten Signifikats mit einem beliebigen Signifikanten definieren.

Das Vorhaben Saussures, das Feld der Sprachwissenschaft auf eine Weise zu organisieren, die einer an der Lautsprache orientierten Linguistik nur einen begrenzten Bereich innerhalb der allgemeinen ‚Semeologie‘ zuweist, greift Derrida auf, um einer *anderen* Signifikantenordnung - nämlich der Schrift - zu ihrem Recht zu verhelfen.

„Verfolgen wir nun bei Saussure diese Spannung zwischen Geste und Absicht.“ (Derrida 1974, 53)

Saussure, der den beliebigen Charakter der sprachlichen Zeichen den Symbolen³¹ gegenüber stellt, muß Symbole - da sie eine (quasi-) natürliche, über Ähnlichkeit motivierte Verbindung zu dem Bezeichneten unterhalten – aus dem Zeichensystem der Sprache ausschließen. Um die Arbitrarität des Zeichensystems ‚Sprache‘ zu bewahren und das sprachliche Zeichen keinem Symbolismus preisgeben zu müssen, trifft der *Cours* die Vorkehrung, ‚Sprache‘ von ihrer sekundären Repräsentation durch Schriftzeichen zu trennen. Diesem Schema folgend, unterscheidet Saussure einen inneren von einem äußeren Bezirk der Sprachwissenschaft. Die Schrift, *insofern sie den Zweck hat, die Sprache darzustellen*, gehört dem äußeren Bezirk an.

„Man muß sich also in jedem Fall fragen, welchem Gebiet die betreffende Erscheinung angehört, und muß sich zur Entscheidung daran halten, *dass als innerlich zu gelten hat alles, was das System in irgendeinem Grade verändert.*“
(Saussure 2001, 27)

Die Behandlung der Schrift erfolgt im Einleitungsteil des *Cours*; unmittelbar darauf folgt das Kapitel zur Phonetik als einer Teildisziplin der Sprachwissenschaft. Diese Anordnung macht Sinn, da der *Cours* einerseits die *Schrift als Abbild*, Repräsentation oder Darstellung in den äußeren Bezirk der Sprachwissenschaft verbannt, andererseits jedoch die phonetische Schrift als Modell beansprucht, um die Eigenart und Funktionsweise der sprachlichen Zeichen im allgemeinen darzustellen.

Ihre Eignung als Modell erfährt die phonetische Schrift aus zwei Gründen: erstens verwirklicht die phonetische Schrift das Prinzip der Arbitrarität, da „das Phonem das Nicht-Abbildbare schlechthin ist“³², und „nichts Sichtbares ihm ähneln kann“ (Derrida 1974, 79); darüber hinaus eignet sich die phonetische Schrift aber vor allem deshalb als Modell, weil sie ein *geschlossenes System* darstellt und die Anzahl ihrer Elemente begrenzt ist. Damit ist gewährleistet, dass die Identität und der Wert der Zeichen über eine

³¹ „Beim Symbol ist es nämlich wesentlich, dass es niemals ganz beliebig ist; es ist nicht inhaltslos, sondern bei ihm besteht bis zu einem gewissen Grade eine natürliche Beziehung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem.“ (Saussure 2001, 80)

³² Jakobson kritisiert die einer phonetischen Schrift zugestandene Fähigkeit zur Repräsentation aufgrund der „schlechthin unähnlichen Strukturen der Buchstaben und Phoneme“ (Derrida 1974, 95) Die Mehrdimensionalität der Lautsprache – das simultane Auftreten mehrerer differentieller Merkmale kann in der Linearität der phonetischen Schreibweise nicht ausreichend berücksichtigt werden.

differentielle Operation eindeutig bestimmt werden kann.³³

Über die Reduktion der Lautsubstanz wird sowohl die Saussure'sche Unterscheidung von *langue* und *parole* abgesichert, als auch die Grenze bestimmt, die die „Phonetik als Stoffwissenschaft“ einerseits, von der „Phonologie als Formwissenschaft“ andererseits, trennt. (vgl. Jakobson 1988, 142; Derrida 1974, 93)

Die „Phonetik als Stoffwissenschaft“, das eingehende Studium der Laute und ihrer Klassifikation bietet eine breite Systematisierung der Laute auf Basis ihrer differentiellen Merkmale an. Diese phonetischen Unterschiede sind für eine strukturelle Linguistik jedoch nur hinsichtlich ihres semiologischen Werts relevant.

„Man kann in den Spezialwerken und besonders in den Schriften der englischen Phonetiker die peinlichsten Analysen der Sprachlaute finden. (...) Alle diese zusammengetragenen Einzelheiten haben für sich keinen Wert; es kommt einzig auf die Synthese an. Der Sprachforscher braucht keineswegs ein perfekter Phonetiker zu sein.“ (Saussure 2001, 57)

Das Phonem ist die kleinste bedeutungsdifferenzierende Einheit der Sprache und der Schlüsselbegriff für eine breite innerlinguistische Diskussion, deren Fragestellungen allesamt um Struktur, Wesen und Funktion des Phonems bzw. dessen Begriff kreisen. Für die Phonologie wird das Phonem schließlich zur sprachwissenschaftliche Kategorie. Überlegungen zur Struktur des Phonems und seiner Funktion im Verhältnis zu anderen sprachlichen Werten werden erstmals im Rahmen einer strukturellen Linguistik angestellt. Bis dahin wurde hauptsächlich die Frage debattiert, ob den Phonemen überhaupt ein semiologischer Wert innerhalb der Sprache zugestanden werden soll.

„Die Lautform der Sprache, (...), wurde endlich der Linguistik im wahren Sinne des Wortes einverleibt, das heißt die Lautform wurde unter dem Gesichtspunkt ihres Zeichenwertes und vor allem ihrer bedeutungsverleihenden Funktion untersucht.“ (Jakobson 1988, 142)

Die Frage nach der Stellung des Phonems in seiner Relation zu anderen sprachlichen Werten markiert den Übergang von der „Phonetik als Stoffwissenschaft“ zur „Phonologie als Formwissenschaft“ (Jakobson 1988, 142). Diese steht einer strukturellen Linguistik keinesfalls im Weg. Im Gegenteil: ihr Blick auf die Sprache ist mit dem der strukturellen

³³ „Der Wert der Buchstaben ist lediglich negativ und differentiell; so kann ein und derselbe Mensch das >t< mit Abweichungen schreiben (...) Das einzig Wesentliche ist, dass dieses Zeichen nicht mit denjenigen von >l<, >d< usw. zusammenfließt.“ (Saussure 2001, 143)

Linguistik nahezu deckungsgleich. Denn da „Die Phoneme in erster Linie Dinge (sind), die einander entgegengesetzt, relativ und negativ sind“ (Saussure 2001, 142) und ihnen jede eigenständige Bedeutung fehlt, lassen sie sich vollständig auf ihren differentiellen Wert reduzieren. Aus diesem Grund nimmt die Phonologie innerhalb der strukturalen Linguistik eine paradigmatische Stellung ein. „Sie macht sogar aus der Phonologie noch eine ‚Hilfsdisziplin‘. Hier weist die von Saussure angedeutete Richtung, über den Phonologismus derjenigen Linguisten hinaus, die ihn in diesem Punkt für sich in Anspruch nahmen.“ (Derrida 1974, 93) Wenn Saussure die Linguistik in eine allgemeine ‚Semeologie‘ integriert haben will, dann ist auch die Phonologie Teil dieses Projekts, dessen Vollendung (clôture) für Derrida noch aussteht.

Auch Roland Barthes reflektiert auf das Verhältnis von Linguistik und Semiologie, jedoch ordnet er der Semiologie die Linguistik als einen ihrer Teilbereiche unter. Für Roland Barthes ist die Semiologie ein Teil der Linguistik, was zur Folge hat, dass das sprachliche Zeichen zum Paradigma des Semiotischen schlechthin avanciert. Semiotische Systeme würden demnach alle ‚wie eine Sprache‘ funktionieren. Barthes verfolgt, so Derrida, mit dieser Umkehrung eine Intention des *Cours* und nimmt den Faden im Saussure’schen Text auf, der an einer phonologozentristischen Vollendung (clôture) ausgerichtet ist.

„Diese kohärente Umkehrung, durch die die Semiologie einer Trans- Linguistik unterworfen wird, bringt die Linguistik, welche historisch von der logozentristischen Metaphysik beherrscht wurde, zu ihrer vollen Entfaltung. Für diese Linguistik kann und dürfte es nur noch ‚Sinn als benannten‘ geben.“ (Derrida 1974, 89f)

Eine allumfassende Sprachlichkeit, die jenseits ihrer eigenen Grenzen keinen Sinn vorsieht, muß Derrida allerdings verdächtigen: als aporetische Geschlossenheit einer Linguistik, die über ein Primat des Wortes mit der Macht einer metaphysischen ‚Wahrheit‘ im Einvernehmen steht. Einer ‚Semeologie‘, deren Grundlage eine am Phonologismus orientierte Linguistik ist, steht Derridas *Grammatologie* kritisch gegenüber.

„Die Stellung der Schrift in der Geschichte der Metaphysik kann umschrieben werden als ein unterdrücktes, beiseite gerücktes, zurückgedrängtes, verschobenes Thema, das jedoch einen anhaltenden Druck von dem Ort ausübt, wo es in Grenzen gehalten wird.“ (Derrida 1974, 461)

3.2 Sprache als Schrift

Im *Cours de linguistique générale* lassen sich zwei einander gegenläufige Textschichten feststellen: einerseits wird den lautlichen Zeichen ein ‚natürliches‘ Privileg eingeräumt, andererseits ermöglicht das Prinzip der Differenz und die differentielle Bestimmung der sprachlichen Elemente in einem System die Abstraktion von ihrer lautlichen Substanz.

Die Tendenz des *Cours* die *Schrift als Abbild* der gesprochenen Sprache oder sekundäre Repräsentation zu verstehen, entspricht einer langen philosophischen Tradition, die der Schrift eine „beschränkte und abgeleitete Funktion“ (Derrida 1974, 53) zuweist.

„Eine abgeleitete Funktion weil sie *repräsentativ* ist: Signifikant eines ersten Signifikanten, Repräsentation der sich selbst gegenwärtigen Stimme, der unmittelbaren, natürlichen und direkten Bezeichnung des Sinns (des Signifikats, der Vorstellung, des idealen Gegenstandes oder wie immer man will).“ (Derrida 1974, 54)

Derrida betont, dass die Privilegierung der Lautzeichen und die Marginalisierung der Schrift im *Cours de linguistique générale* in Widerspruch zu der im *Cours* vertretenen Auffassung von ‚Sprache‘ steht. Das differentielle System der Sprache bewirkt, dass es kein sprachliches Element gibt, das ohne auf andere Elemente zu verweisen, gegenwärtig sein kann. Da sich Sprache über Differenzen artikuliert, ist „Das Wesentliche an der Sprache (ist), wie wir sehen werden, dem lautlichen Charakter des sprachlichen Zeichens fremd.“ (Saussure 2001, 8)

Wenn es erlaubt ist von ‚Merkmalen‘ der Sprache zu sprechen, dann ist zuerst die Differentialität und ihr Mechanismus der Artikulation zu nennen. Das sprachliche Zeichen als Ergebnis einer Artikulation definiert Saussure über zwei weitere ‚Merkmale‘: die Arbitrarität und die Linearität. Die Arbitrarität des sprachlichen Zeichens schließt jede Verbindung eines Signifikanten mit einem Signifikat, die ‚natürlich‘ prädestiniert sein könnte, von ihrer Teilhabe am Zeichensystem der ‚Sprache‘ aus. Verbindungen eines Signifikanten mit einem Signifikat, die ein ‚natürliches‘ Verhältnis

zwischen beiden erkennen oder unterstellen lassen, werden von Saussure nicht Zeichen sondern ‚Symbole‘ genannt. Im *Cours* heißt es:

„Beim Symbol ist es nämlich wesentlich, daß es niemals ganz beliebig ist; es ist nicht inhaltlos, sondern bei ihm besteht bis zu einem gewissen Grade eine natürliche Beziehung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem.“ (Saussure 2001, 80)

Der darauffolgende Abschnitt des *Cours* ist den Onomatopoetika³⁴ gewidmet, an deren Behandlung sich das Gewicht der vorher getroffenen Unterscheidung am besten erweisen lässt. Die Onomatopoetika werden im *Cours* als „Einwand“ angeführt, der die Gültigkeit der vorher getroffenen Unterscheidung von Zeichen und Symbol in Frage stellen könnte. Nun verfolgt der *Cours* die Strategie, diesen möglichen Einwand durch den *Ausschluss* der Onomatopoetika aus dem sprachlichen System schon im Vorfeld zu entkräften. Er stellt in Bezug auf die Onomatopoetika zwei sich widersprechende Aussagen nebeneinander. Einerseits sind „Diese (sind) niemals organische Elemente eines sprachlichen Systems“ und andererseits sind sie „ein zufälliges Ergebnis ihrer lautgeschichtlichen Entwicklung“. (vgl. Saussure 2001, 80-82) Wie ist das zu verstehen? Der *Cours* scheint sich hier hinsichtlich der strikten Unterscheidung von Zeichen und Symbol in ähnliche Ungereimtheiten zu verwickeln, wie sie Derrida für den Status der Schrift gegenüber der Rede analysiert. In der *Grammatologie* schreibt Derrida über die Vorgehensweise des *Cours*:

„Es geht nicht so sehr darum, das innere System der Sprache zu zeichnen, sondern vielmehr darum, es in seiner begrifflichen Reinheit zu schützen und es am Ende in den Stand zu setzen, sich gegen eine so schwere, bösartige und dauerhafte Ansteckung zu wehren, von der es unablässig bedroht und im Verlauf der Geschichte entstellt wurde, die Saussure um jeden Preis als eine Reihe von Zufällen sehen wollte“ (Derrida 1974, 61)

In seinem konsequenten Bemühen um begriffliche Reinheit, hypostasiert der *Cours* die von ihm getroffenen Unterscheidungen. Um eine Unterscheidung aufrecht zu erhalten, wird eine weitere eingeführt, die der vorherigen den Spielraum lässt, als Regelfall oder Norm

³⁴ Onomatopoetika sind Wortschöpfungen, deren Klang eine über Ähnlichkeit motivierte Assoziation zu der ihnen zugeordneten Bedeutung weckt. Besonders häufige Verwendung finden Onomatopoetika, wenn es um die Bezeichnung von Tieren geht. Die Bezeichnungen ‚Uhu‘ oder ‚Kuckuck‘ tragen die deutlichsten Spuren ihrer onomatopoetischen Herkunft.

Abweichungen zuzulassen.³⁵

„Saussure konfrontiert das System der gesprochenen Sprache mit dem System der phonetischen (gar alphabetischen) Schrift, als sei es das Telos der Schrift. Eine solche Teleologie führt dazu, jeden Einbruch des Nicht-Phonetischen in die Schrift als vorübergehende Krise und als beiläufigen Unfall zu interpretieren.“ (Derrida 1974, 71)

Die phonetische Schrift erfüllt im *Cours* eine doppelte und ambivalente Funktion: einerseits hat sie den abgeleiteten Status der Schrift als Derivat der gesprochenen Sprache zu bestätigen, andererseits soll an ihrem Modell die differentielle und arbiträre Funktionsweise des sprachlichen Zeichensystems illustriert werden.

Obwohl das Prinzip der Arbitrarität der Privilegierung eines besonderen Signifikantensystems widerspricht, setzt der *Cours* die phonetische Schrift in die Position eines den ideographischen Schriften überlegenen Modells. Als Modell hat die phonetische Schrift die Funktion zu erfüllen, den Fall zu beschreiben, der in der Lage ist zu klären, wie das Verhältnis von Sprache und Schrift idealerweise zu bestimmen wäre.³⁶

„Wenn die Schrift, die Konstitution idealer Gegenstände vollendet, so tut sie dies als phonetische schrift. Sie wird ein bereits fertig vorliegendes Sprechen fixieren, einschreiben, verzeichnen und verkörpern.“ (Derrida 2003b, 110)

Indem Saussure die phonetische Schrift in das System der Sprache als *telos* einführt, konstituiert er das innere System der Sprache über die Möglichkeit der phonetischen Schrift und der Äußerlichkeit ihrer Notation.

„Das Draußen unterhält mit dem Drinnen eine Beziehung, die wie immer alles andere als bloß äußerlich ist. Der Sinn des Außen hat sich jeher im Innen befunden, war außerhalb des Außen gefangen und umgekehrt.“ (Derrida 1974, 62)

³⁵ Die Dekonstruktion Derridas setzt dort an, wo sich für einen Moment die Unmöglichkeit einer Entscheidung, eine prinzipielle Unentscheidbarkeit zeigt; dort wo, ein begriffliches System Ausnahmen konstruieren muß, um weiterhin funktionieren zu können. Für Alexander García Düttmann „scheint die Dekonstruktion am Ende auf jene Reinheit zu zielen, die sich mit der uneingeschränkten Ansteckung berührt (...) kann sie doch eben bis zu jenem Punkt getrieben werden, an dem sie sich nicht mehr von der Grenze unterscheiden lässt, auf die sie sich bezieht, ja die sie in ihrer Bewegung nachzeichnet.“ (Düttmann 2004, 11f)

³⁶ „Das Wort, welches Rousseau über die Schrift erhob, ist das Wort, so wie es sein sollte, oder vielmehr so, wie es hätte sein sollen. Wir werden aufmerksam gegenüber diesem Modus und dieser Zeitform bleiben müssen, die uns mit der Präsenz im lebendigen Gespräch in Verbindung bringen.“ (Derrida 1974, 244)

Folglich ist es für die Herausgeber des *Cours* nicht möglich „vom dem ‚zu abstrahieren‘, was, bezogen auf das Innen der Sprache, gerade als das Abstrahierte bezeichnet wird.“ (Derrida 1974, 60) Dort heißt es:

„Also, obwohl die Schrift selbst dem inneren System fremd ist, kann man doch nicht ganz absehen von dem Verfahren, durch welches die Sprache dargestellt zu werden pflegt; es ist nötig, dessen Nutzen, Fehler und Gefahren zu kennen.“ (Saussure 2001, 28)

Die ‚Wissenschaft der Sprache‘ bleibt einer Linguistik des gesprochenen Wortes verhaftet. Die Privilegierung der phonetischen Schreibweise erlaubt es, die Schrift als Derivat der gesprochenen Sprache zu bestätigen³⁷ und den allgemeinen Schriftcharakter der Sprache weiterhin zu leugnen. Nicht-Phonetische Schriftsysteme werden als Gegenstände einer (phonologischen) Wissenschaft von der Sprache disqualifiziert.

Abgesehen davon, dass es „dieses besondere Modell, das die phonetische Schrift darstellt“ nicht gibt, und auch „keine Praxis, die ihrem Prinzip vollkommen treu wäre“ (Derrida 1974, 70), müßte die Arbitrarität des sprachlichen Zeichens - wie wir bereits wissen - „jedes Verhältnis einer natürlichen Unterordnung, jede natürliche Hierarchie zwischen Signifikanten oder Ordnungen von Signifikanten ausschließen.“ (Derrida 1974, 78) Auch die Differentialität des sprachlichen Systems weist, wie wir bereits gesehen haben, auf die Notwendigkeit einer allgemeinen Gleichstellung phonischer und graphischer Zeichensysteme hin.

„Da die Differenz niemals an sich und per definitionem eine sinnlich wahrnehmbare Fülle ist, widerspricht ihre Notwendigkeit der Behauptung einer von Natur aus lautlichen Wesenhaftigkeit der Sprache. Zugleich aber stellt sie die angeblich natürliche Abhängigkeit des graphischen Signifikanten in Frage.“ (Derrida 1974, 92)

Es ist darauf hinzuweisen, dass die Arbitrarität eine *Gleichstellung* lautlicher (phonischer) und graphischer Zeichen fordert, es tatsächlich aber zu einer *Gleichsetzung* phonetischer und graphischer Zeichen kommt. Um lautliche und schriftliche Zeichen als einander Gleichwertige anzuerkennen, ist es anscheinend notwendig, die Vielfalt der Schriften über ein, in der phonetischen Schrift zu lokalisierendes Telos, zu vereinnahmen. Deshalb

³⁷ „Diese Möglichkeit alles was sich auf die Sprache bezieht, fixieren zu können, bringt es mit sich, dass ein Wörterbuch und eine Grammatik eine treue Darstellung derselben sein können, indem die Sprache das Depot der Lautbilder und die Schrift die greifbare Form dieser Bilder ist.“ (Saussure 2001, 18)

werden im *Cours* die Implikationen eines, auf seine Lautlichkeit reduzierten sprachlichen Zeichensystems nur dann thematisiert, wenn der „Einbruch des Nicht-Phonetischen“ (Derrida 197, 71) die Autonomie des sprachlichen Systems gefährdet.

„Offensichtlich wollte Saussure die Verfälschung des gesprochenen Wortes durch die Schrift aufzeigen, das Übel das sie ihm antut, brandmarken und *zugleich* die unverfälschliche und natürliche Unabhängigkeit der Sprache hervorheben.“ (Derrida 1974, 72)

Saussure beklagt eine Umkehrung des Verhältnisse zwischen Lautsprache und Schrift, sobald die Schrift - die er aus dem System der Sprache bereits ausgeschlossen hat, da sie als Abbild der Sprache nicht auf ihre Funktionsweise einwirken soll - den ‚idealen Tatsachen‘ widersprechend, die Hauptrolle im sprachlichen Geschehen übernimmt.

„Das geschriebene Wort ist so eng mit dem gesprochenen, dessen Bild es ist, verbunden, daß es mehr und mehr die Hauptrolle für sich in Anspruch nimmt. Man gelangt schließlich dazu, der Darstellung des gesprochenen Zeichens ebensoviel oder mehr Wichtigkeit beizumessen als diesem Zeichen selbst.“ (Saussure 2001, 28)

Die Schrift übt also, obwohl sie der Sprache äußerliches Abbild sein soll, Autorität aus. Ihre Macht wäre, wie schon oft in der Geschichte der Philosophie, die einer „verhexenden Technik“. (Derrida 1974, 60)

„Die Schrift wurde als Eindringen der künstlichen Technik, als Einbruch einer ganz eigenen Spezies, als archetypische Gewalt denunziert; als Einfall des *Draußen* in das *Draußen*, welcher die Innerlichkeit der Seele, die lebendige Selbstpräsenz der Seele im wahren Logos und das bei sich selbst seiende Wort verletzt.“ (Derrida 1974, 61)

Diese Gewalt, die eine Schrift als phonetische Schrift entfalten kann, ist in einem für die Sprache wesentlichen Prinzip angelegt: der Arbitrarität. Es handelt sich also nicht um die Pervertierung eines ‚natürlichen‘ Verhältnisses, sondern um eine in der Arbitrarität strukturell angelegte Möglichkeit. Diese in der Arbitrarität strukturell angelegte Möglichkeit erfasst Derrida als eine Bewegung der Spur. Sie impliziert, „dass die Schrift dem gesprochenen Wort äußerlicher, sofern sie nicht dessen ‚Abbild‘ oder ‚Symbol‘ und ihm zugleich innerlicher ist, wo es in sich selbst eine Schrift darstellt.“ (Derrida 1974, 81)
„Wir werden zu zeigen versuchen, daß es kein sprachliches Zeichen gibt, das der Schrift vorherginge.“ (Derrida 1974, 29)

Während eine lange Tradition die Schrift an das gesprochene Wort binden und sich vor der Verselbstständigung einer von ihrem Ursprung abgelösten Bedeutung schützen möchte, findet sich in der Philosophiegeschichte auch das gegenläufige Phänomen:

„Schrift als Medium der Reflexion und Erinnerung, der bewußten Selbstvergegenwärtigung und des Festhaltens gegen das Verschwinden, ist eine Äußerung des Lebens des Geistes, ein Herauskommen aus der Unmittelbarkeit des Natürlichen und ein Widerstand gegen das Vergehenmüssen alles Lebendigen.“ (Angehrn 2002, 17f)

Die Idealisierung der Schrift als Medium der bewussten Selbstvergegenwärtigung hängt eng mit einer historiographischen Hierarchisierung der Schriften und einer Privilegierung des phonetischen Schriftsystems zusammen.

„Das gleiche gilt für den instrumentalistischen und technizistischen Begriff der Schrift, der vom phonetischen Modell der Schrift inspiriert ist. Ihm entspricht er aufgrund einer teleologischen Illusion, die eigentlich bereits durch die erste Berührung mit den außereuropäischen Schriften hätte zerstört werden müssen.“ (Derrida 1974, 145)

Die *Grammatologie* Derridas versucht sich in diese Kluft einzuschreiben, die zwischen einer historischen Untersuchung oder Geschichte der Schriften und einer Wissenschaft von der Sprache geöffnet bleibt.

„Mit ein und derselben Geste verachtet man die alphabetische Schrift, serviles Instrumentarium eines gesprochenen Wortes, das seine Fülle und Selbstpräsenz erträumt, und verweigert den nicht-alphabetischen Zeichen die Ehre überhaupt Schrift zu sein.“ (Derrida 1974, 193)

Von dem unbeständigen Schwanken zwischen Idealisierung und Entwertung in der philosophischen Einschätzung der Schrift (exemplarisch ausgetragen in dem von Platon im „Phaidros“ erzählten Mythos) lebt Derridas *Grammatologie*. Derrida möchte in der *Grammatologie* den Nachweis erbringen, dass jene Prädikate - die den abgeleiteten und besonderen Status der Schrift gegenüber der Sprache begründen sollen – Prädikate sind, die dem Zeichen im allgemeinen zukommen. Infolgedessen verschiebt sich die Relation der Sprache zur Schrift und die Bedeutung beider Signifikanten. Im ‚Programm‘ der *Grammatologie* schreibt Derrida:

„Mit einer Notwendigkeit, die kaum wahrzunehmen ist, scheint der Begriff der Schrift zusehends die Extension der Sprache zu überschreiten; (...) in einem ungewohnten Licht aber wird deutlich, dass ‚Signifikant‘ des

Signifikanten' nicht länger eine akzidentielle Verdopplung und abgefallene Sekundarität definiert. ‚Signifikant des Signifikanten‘ beschreibt im Gegenteil die Bewegung der Sprache – in ihrem Ursprung; aber man ahnt bereits, dass ein Ursprung, dessen Struktur als ‚Signifikant des Signifikanten‘ zu entziffern ist, sich mit seiner eigenen Hervorbringung selbst hinwegrafft und auslöscht. Das Signifikat fungiert seit je als Signifikant. (...) Es gibt kein Signifikat das dem Spiel der Signifikanten entkäme, welches die Sprache konstituiert, und sei es nur, um ihm letzten Endes wiederanheimzufallen.“ (Derrida 1974, 17)

3.2.1 Identität und Iterabilität

Da an jedem Begriff die Metaphysik in ihrer Totalität hängt³⁸, setzt Derrida an der ‚philosophischen Sprache‘³⁹ an, deren Wirkungen er nachvollzieht und verschiebt. In einer dekonstruktiven Geste versucht Derrida den ‚metaphysischen‘ Begriffen möglichst viel abzugewinnen, um sie in ihrer radikalisierten Form als Interventionshebel einzusetzen.⁴⁰

„Die Bewegungen der Dekonstruktion rühren nicht von außen an den Strukturen. Sie sind nur möglich und wirksam, können nur etwas ausrichten, indem sie diese Strukturen bewohnen; (...) Die Dekonstruktion hat notwendigerweise von innen her zu operieren, sich aller subversiven, strategischen und ökonomischen Mittel der alten Struktur zu bedienen, das heißt ohne Atome und Elemente von ihr absondern zu können.“(Derrida 1974, 45)

Saussure, dessen kritische Intention Derrida durchaus anerkennt, entnimmt den Begriff des Zeichens einer metaphysischen Totalität, der er noch angehört und deren ‚Geschichte‘ Saussure immer einholen wird. Saussure muß *irgendwo* anfangen. Er definiert das Zeichen als Verbindung eines Signifikanten (Lautbild) und eines Signifikats (Vorstellung) und „Im allgemeinen wird diese Unterscheidung noch von den umsichtigsten Linguisten und Semiologen selbstverständlich hingenommen, sogar von denen die meinen, ihre Arbeit

³⁸ „Da diese Begriffe aber keine Elemente, keine Atome sind, denn sie sind in einer Syntax und in einem System eingebunden, beschwört jede Anleihe die gesamte Metaphysik herauf.“ (Derrida 1976a, 426)

³⁹ „Die Philosophie wird in einer natürlichen Sprache gesprochen und geschrieben, nicht in einer absolut formalisierbaren und universellen Sprache. Das bedeutet, dass sich innerhalb dieser natürlichen Sprache und ihrer Verwendung gewisse Modi unter Kraftaufwand (...) als philosophische Modi durchsetzen. Diese Modi sind vielfältig, konfliktgeladen und vom eigentlichen Inhalt und den ‚Thesen‘ der Philosophie nicht zu trennen. (...) Jedermal, wenn man sich gegen eine Philosophie gerichtet hat, geschah das, nicht ausschließlich, aber auch, indem man den *reinen* und authentischen philosophischen Charakter des Diskurses des anderen in Frage stellt.“ (Derrida 2004, 265f)

⁴⁰ „Das Problem des Status eines Diskurses, der einer Überlieferung die erforderlichen Hilfsmittel entlehnt, die er zur De-Konstruktion eben dieser Überlieferung benötigt, muß ausdrücklich und systematisch gestellt werden. Dies ist ein Problem der Ökonomie und der Strategie“ (Derrida 1976a, 427)

beginne dort wissenschaftlich zu werden, wo die Metaphysik endet.“ (Derrida 1974, 27)
Die Schrift ist in ihrem Verhältnis zu den lautlichen Signifikanten sekundär, ihr bloßes Derivat. Die Annahme einer auf natürliche Weise gestifteten Verbindung zwischen Lautbild und Sinn ermöglicht Saussure, die Schrift als sekundäre Repräsentation aus dem System der Sprache auszuschließen. Im *Cours de linguistique générale* ist zu lesen:

„Sprache und Schrift sind zwei verschiedene Systeme von Zeichen; das letztere besteht nur zu dem Zweck, um das erstere darzustellen. nicht die Verknüpfung von geschriebenem und gesprochenem Wort ist Gegenstand der Sprachwissenschaft, sondern nur das letztere, das gesprochene Wort allein ist ihr Objekt.“ (Saussure 2001, 28)

An diesem Zitat aus dem *Cours* zeigt sich sehr deutlich die Widersprüchlichkeit des Saussure'schen Schriftbegriffs. Einerseits sind Sprache und Schrift „zwei verschiedene Systeme von Zeichen“, andererseits dient die Schrift der Darstellung einer vermeintlich ursprünglicheren, gesprochenen Sprache, die der Sprachwissenschaft im ‚eigentlichen‘ Sinn angehört. In einem metaphysisch befangenen Versuch die Schrift der Lautsprache unterzuordnen, trifft Saussure auf die Schwierigkeit, dass es dem Grundsatz der Arbitrarität, der Beliebigkeit und Unmotiviertheit sprachlicher Zeichen widerspricht, eine bestimmte Signifikantenordnung zu privilegieren.

„(...) von dem Augenblick an, wo man die Totalität der determinierten, gesprochenen und a fortiori geschriebenen Zeichen als unmotivierte Vereinbarungen betrachtet, müßte man jedes Verhältnis einer natürlichen Unterordnung, jede natürliche Hierarchie zwischen Signifikanten oder Ordnungen von Signifikanten ausschließen.“ (Derrida 1974, 78)

Darüber hinaus impliziert die Bestimmung des Lautbildes⁴¹ - „Dieses letztere ist nicht der tatsächliche Laut, der lediglich etwas Physikalisches ist, sondern der psychische Eindruck dieses Lautes, die Vergegenwärtigung desselben“ (Saussure 2001, 77) - dass der Signifikant (in diesem Fall: der Hörbare) eine über Differenzen determinierte, ideale Form ist, die es ermöglicht, einen Laut von anderen Lauten unterschieden, wiederzuerkennen. Diese ideale Bestimmung des über seine Differenzen determinierten Signifikanten ist auf den graphischen Signifikanten übertragbar. Das Graphem als Signifikant entspricht nicht

⁴¹ „Es ist von entscheidender Wichtigkeit, hervorzuheben, dass das Wortbild nicht mit dem Laut selbst zusammenfällt, und dass es in dem gleichen Maß psychisch ist wie die ihm assoziierte Vorstellung.“ (Saussure 2001, 15)

dem tatsächlich geschriebenen Zeichen, sondern seiner über Abstraktion gewonnenen Form, einer idealen Objektivität, die sich - wie das Lautbild - vergegenwärtigen läßt.

„Ein Phonem oder ein Graphem ist in einem gewissen Maße jedesmal, wenn es sich in einer Operation oder einer Wahrnehmung gegenwärtigt, notwendig immer anders, aber als Zeichen und Sprache im allgemeinen kann es nur fungieren, wenn eine formale Identität erlaubt, es wieder in Umlauf zu bringen und es wiederzuerkennen. Diese Identität ist notwendig eine ideale.“ (Derrida 2003b, 69f)

Die „Möglichkeit der reproduzierenden Wiederholung“ (Derrida 2003b, 70) konstituiert die Identität eines Zeichens Diese konstitutive Wiederholung ist jedem Zeichen eigen.

„Die Möglichkeit, die Zeichen zu wiederholen und damit zu identifizieren, ist in jedem Code impliziert, macht diesen zu einem mitteilbaren, übermittlungsfähigen, entzifferbaren Gerüst, das für einen Dritten, also für jeden möglichen Benutzer überhaupt, wiederholbar ist.“ (Derrida 1999b, 333)

Derrida setzt die Identität der Zeichen keinesfalls unhinterfragt voraus. In seinem Konzept der (Re-) Iterabilität geht die Identität eines Zeichens nicht dem Vermögen seiner Wiederholung voraus, sondern wird erst über seine Wiederholbarkeit konstituiert. Ein Zeichen kann erst in seiner Wiederholung *als solches* identifiziert werden.⁴²

„Diese Idealität jedoch, die nur ein Name für die Ständigkeit des Selben und die Möglichkeit seiner Wiederholung ist, existiert nicht in der Welt und kommt auch nicht aus einer anderen Welt. (...) Ihr ‚Sein‘ entspricht dem Maß des Wiederholungsvermögens. Die absolute Idealität ist das Korrelat einer Möglichkeit endloser Wiederholung.“ (Derrida 2003b, 73)

Die Gegenwärtigkeit einer Gegenwart ist uns nie unmittelbar, sondern nur über den Prozess einer Vergegenwärtigung zugänglich. Erst die Möglichkeit einer sich endlos wiederholenden Vergegenwärtigung schafft die Identität und Präsenz eines idealen Gegenstandes. „*Man leitet die Gegenwärtigkeit der Gegenwart von der Wiederholung ab und nicht umgekehrt.*“ (Derrida 2003b, 72)

Dieses originäre Fehlen einer sich selbst präsenten Gegenwart wird durch Zeichen supplementiert. Der Mangel ist ursprünglich. Es gibt keine originäre Präsenz, die nicht

⁴² „Ein Zeichen ist niemals ein Ereignis, wenn Ereignis unersetzliche und unumkehrbare empirische Einmaligkeit bedeutet. Ein Zeichen, das nur ‚einmal‘ stattfände, wäre kein Zeichen. Ein rein idiomatisches Zeichen wäre kein Zeichen.“ (Derrida 2003b, 69)

immer schon in sich geteilt wäre. Derrida schreibt: „Die supplementäre Differenz vertritt die Gegenwärtigkeit in ihrem originären Sich-Selbst-Fehlen.“ (Derrida 2003b, 118)

Eine ‚ursprüngliche‘ Spaltung und Differenz - der nichts und vor allem keine Identität vorausgeht - nennt Derrida *différance*. „Die *différance* ist der nicht-volle, nicht-einfache Ursprung der Differenzen. Folglich kommt ihr der Name ‚Ursprung‘ nicht mehr zu.“ (Derrida 1999a, 40) Die *différance* teilt die Gegenwart in sich.

„Diese Bewegung der *différance* überfällt nicht unvermutet ein transzendentales Subjekt. Sie bringt es hervor. (...) *Sie bringt das Selbe als Beziehung zu sich in der Differenz mit sich, das Selbe als das Nicht-Identische hervor.*“ (Derrida 2003b, 112)

Auch das Zeichen ‚Ich‘ hängt, um verstanden zu werden, von der Möglichkeit seiner unendlichen Wiederholung ab. Es verweist zwar auf ein sprechendes Subjekt, doch ‚Ich‘ muss, um Zeichen zu sein, auch in Abwesenheit meiner selbst (eines sprechenden Subjekt) verstanden werden.

„Die Idealität der Bedeutung* hat hier einen strukturell testamentarischen Wert. Und genauso wie der Wert einer Wahrnehmungsaussage nicht von der Aktualität, noch nicht einmal von der Möglichkeit der Wahrnehmung abhing, hängt auch der signifikante Wert des *ich* nicht vom Leben des sprechenden Subjekts ab. Ob die Wahrnehmung die Wahrnehmungsaussage begleitet oder nicht, ob das Leben als Selbstgegenwart die Aussage des *ich* begleitet oder nicht, ist für das Funktionieren des Bedeutens vollkommen gleichgültig. (...) Die Aussage ‚ich bin lebendig‘ wird von meinem Totsein begleitet, und ihre Möglichkeit erfordert die Möglichkeit, daß ich tot bin und umgekehrt.“ (Derrida 2003b, 129)

Diese Möglichkeit meines Todes ist Bedingung einer Schrift, die auch in Abwesenheit der Person funktionieren muß, die einen Text signiert hat. Derridas Denken der Signatur bricht sowohl mit der von Austin formulierten Bedingung für das Gelingen performativer Aussagen, die darin besteht „dass die Quelle einer mündlichen Äußerung in der ersten Person ‚Präsens, Indikativ (Aktiv) in Äußerung und Geäußerten anwesend“ ist, als auch mit dem daran anschließenden Gedanken „dass das Äquivalent dieser Bindung an die Quelle bei schriftlichen Äußerungen in der Signatur schlichtweg offenkundig und gesichert“ ist. (vgl. Derrida 1999b, 348)

Die Bindung der Signatur an ihre Quelle - verstanden als das Ereignis einer Unterschrift - ist für Derrida keineswegs ungebrochen. Das Ereignis einer Unterschrift kann in seiner Einmaligkeit *als solches* nicht reproduziert werden.⁴³

Es kann „nur um den Preis erscheinen, dass es bereits in seiner Einzigartigkeit wiederholbar ist“ (Derrida 2003a, 36). Die Signatur muss sich, um *als solche* lesbar zu sein, immer schon „von der gegenwärtigen und einmaligen Intention ihrer Produktion lösen können“ (Derrida 1999b, 349). Die Signatur wahrt die Anwesenheit des/der Unterzeichnenden als sein/ihr „Anwesendgewesen-Sein in einem vergangenen Jetzt, das ein zukünftiges Jetzt bleiben wird, also in einem Jetzt im allgemeinen, in der transzendentalen Form der Jetzttheit“ (Derrida 1999b, 349)

In einer endlosen Reihe an Wiederholungen ist mein Tod als reine Möglichkeit strukturell angelegt. Mein Tod in der Schrift bezeichnet eine radikale Abwesenheit - einen radikalen Bruch mit der Möglichkeit einer Anwesenheit - der als endliches Ereignis den Effekt der Transzendentalität hervorbringen kann. Einen transzendentalen Effekt gibt es aber nur in der Endlichkeit.

Das möchte Derrida einer spekulativen Philosophie zu denken geben, die einer idealen Objektivität entgegen strebt und dabei vergisst, dass sie im Endlichen verankert bleibt. Im Gebrauch des Zeichens ‚Ich‘ verwandelt sich ein konkretes Subjekt in ein Transzendentales, „das von meiner Endlichkeit profitiert um sich auszusprechen“ (Bennington 1994, 125f)

„Einzig die Idealität des Zeichens ‚Ich‘ ermöglicht es, jenes konkrete ‚Ich‘ zu transzendieren, von dem es ausgesprochen wird. Diese Idealität hängt indes von der Wiederholung ab, in der die Möglichkeit meines Todes als eine Gestalt meiner nowendigen Endlichkeit impliziert ist. Die Philosophie aber schlägt, nachdem sie derart das Transzendentale hervorgebracht hat, den Tod der Seite des Empirischen und des Akzidentiellen zu – während er doch für die Hervorbringung eben dessen notwendig war, was ihn nunmehr als zweitrangig erfasst.“ (Bennington 1994, 283)

Folgt man dieser Bewegung, dann ist nachvollziehbar, wie Derrida in einer Abbildtheorie der Sprache eine Transzendentalphilosophie des Zeichens entdecken kann. Indem die Repräsentation ihre Zeichen als Zusammensetzung eines Signifikanten und eines

⁴³ „Ihre Gleichheit ist es, die, indem sie Identität und Einmaligkeit verfälscht, das Siegel spaltet.“ (Derrida 1999b, 349)

Signifikats bestimmt, konstituiert sich das Zeichen über eine Differenz.⁴⁴ Gleichzeitig besteht die Tendenz, die Differenz der Herstellung einer Zeicheneinheit unterzuordnen.

„Nicht nur scheinen sich Signifikant und Signifikat zu vereinigen, sondern in der Verschmelzung scheint der Signifikant zu erlöschen oder durchsichtig zu werden, um dem Begriff die Möglichkeit zu geben, sich selbst als das zu zeigen, was er ist, als etwas, das auf nichts anderes als auf seine eigene Präsenz verweist.“
(Derrida 1986, 60)

Das Signifikat soll unabhängig von der kontingenten Äußerlichkeit eines Signifikanten bestehen. Der Signifikant hat die Aufgabe, ein Signifikat zu bezeichnen und gleichzeitig diesen Bezeichnungsvorgang ungeschehen zu machen. „Der Signifikant wäre immer schon ein technischer und repräsentierender, wäre nicht sinnbildend. Diese Derivation ist der eigentliche Ursprung des Begriffs des Signifikanten.“ (Derrida 1974, 25) Der Reduktion des Signifikanten, seiner Auflösung im Signifikat stellt Derrida entgegen, „dass jedes Signifikat auch die Rolle eines Signifikanten spielt“ (Derrida 1986, 56f). Umgekehrt gilt, dass jeder Signifikant in die Position eines Signifikats gestellt werden kann.

„Vom Signifikat gilt, noch einmal, daß es nichts als ein Signifikant ist, dem von anderen Signifikanten eine bestimmte Position zugewiesen wird. Es gibt keinen Sinn und kein Signifikat: es gibt nur Sinn- oder Signifikats- ‚Effekte‘“
(Bennington 1994, 42)

Der in die Position eines Signifikats gestellte Signifikant inauguriert eine Bewegung, die sich auch als eine „Durchquerung des Transzendentalen“ (Bennington 1994, 277) nachvollziehen läßt. Wenn wir wissen, dass sich Signifikate und Signifikanten im Grunde nicht unterscheiden und „daß jedes Signifikat auch die Rolle eines Signifikanten spielt.“ (Derrida 1986, 57) – dann können wir jedes Signifikat in seiner (quasi-) transzendentalen Funktion entlarven.

„In dem Augenblick dagegen, wo man die Möglichkeit eines solchen transzendentalen Signifikats in Frage stellt und wo man erkennt, dass jedes Signifikat auch die Rolle eines Signifikanten spielt – wird die Trennung von Signifikat und Signifikant – das Zeichen – von ihrer Wurzel her problematisch.“
(Derrida 1986, 56f)

⁴⁴ „Denn der Ausdruck ‚Zeichen‘ wurde seinem Sinn nach stets als Zeichen-von, als auf ein Signifikat hinweisender Signifikant, als von seinem Signifikat unterschiedener Signifikant begriffen und bestimmt.“
(Derrida 1976a, 425)

In dieser Unentscheidbarkeit eines *gramma* - das weder Signifikant noch Signifikat, weder Zeichen noch Ding und beides zugleich ist- beharrt Derrida auf der Differenz und stellt der Annihilation dieser Differenz, ihrer Wiederaneignung und Aufhebung eine *différance* entgegen.⁴⁵ Für Derrida ist die Gegenwärtigkeit des Gegenwärtigen – wir können sie Gott, Natur oder Vernunft nennen – immer vom Anderen kommend affiziert. Den Umstand - dass das Eine immer die Spur des Anderen trägt - nennt Derrida Schrift. Sie ist nicht eine Modalität, die der Sprache zukommen kann – sondern die Sprache selbst. Sobald die Bewegung des Bedeutens nicht mehr als Aufhebung gedacht wird, erscheint „(...) eine Notwendigkeit, die sich so ankündigt, dass einer der Termini als *différance* des anderen erscheint“ (Derrida 1999a, 47)

„Die *différance* bewirkt, dass die Bewegung des Bedeutens nur möglich ist, wenn das sogenannte ‚gegenwärtige‘ Element, das auf der Szene der Anwesenheit erscheint, sich auf etwas anderes als sich selbst bezieht, während es das Merkmal (*marque*) des vergangenen Elementes an sich behält und sich bereits durch das Merkmal seiner Beziehung zu einem zukünftigen Element aushöhlen läßt“ (Derrida 1999a, 42)

Die Iterierbarkeit „kann als die Ausbeutung jener Logik gelesen werden, welche die Wiederholung mit der Andersheit verbindet.“ (Derrida 1999b, 333) Das Differente ist das Sich-Selbst-Gleiche - „*das Gleiche, das nicht identisch ist*“ (Derrida 1999a, 46) - der Umweg eines Ich über den Anderen. Und die *différance* trägt eine Ökonomie, die dem Impuls einer totalisierenden Wiederaneignung des Anderen widersteht.

„Das Gleiche ist gerade die *différance* (mit a) als aufgeschobener und doppeldeutiger Übergang von einem Differenten zum anderen. Man könnte auf diese Weise alle Gegensatzpaare wieder aufgreifen, auf denen die Philosophie aufbaut und von denen unser Diskurs lebt, um an ihnen nicht etwas das Erlöschen des Gegensatzes zu sehen, sondern eine Notwendigkeit die sich so ankündigt, daß einer der termini als *différance* des anderen erscheint, als der andere in der Ökonomie des Gleichen unterschieden/aufgeschoben (*différé*) (...) die Kultur als unterschiedene/ aufgeschobene – unterscheidende/ aufschiebende Natur (*différée* – *différante*); jedes Andere der Physis – *techne*, *nomos*, *thesis*, Gesellschaft, Freiheit, Geschichte, Geist und so weiter – als aufgeschobene Physis (*différée*) oder als unterscheidende Physis (*différante*). Physis in *différance*.“ (Derrida 1999a, 46f)

⁴⁵ „In der Dekonstruktion geht es nicht um eine Wiedereingliederung der Reste in die Philosophie. Es geht vielmehr darum, im Zuge einer Darlegung der quasi-transzendentalen Bedingungen noch der spekulativen Dialektik selber eine radikale und der dialektischen Aufhebung unzugängliche Alterität ins Herz des Selben einzuführen.“ (Bennington 1994, 296f)

3.2.2 Innen : Außen – Zeit : Raum

Der an die Einleitung des *Cours* anschließende Anhang zu den „Prinzipien der Phonetik“ wird mit der Feststellung eröffnet, dass für Saussure das Hören und nicht die Art der tatsächlichen, mechanischen Hervorbringung für die ‚Identität‘⁴⁶ eines Lautes entscheidend ist: „(...) der Gehöreindruck ist die natürliche Grundlage jeglicher Theorie“ (Saussure, 2001, 44) Das Hören und das Lautbild - das für die Herausgeber eine „natürliche Vergegenwärtigung des Wortes als Sprachbestandteil ohne Rücksicht auf die Verwirklichung durch das Sprechen“ (Saussure 2001, 77; Fußnote 1) ist - bilden ein Bündnis mit der psychischen Verfasstheit der Sprache⁴⁷, deren metaphysische Anleihen Derrida kritisiert. Saussure „(...) erkennt im Hörbaren den natürlichen Bereich, in dem die Sprache auf natürliche Weise ihre vereinbarten Zeichen im einzelnen hervorheben und artikulieren muß und darin ihre Arbitrarität zur Geltung bringt.“ (Derrida 1974, 75)

Der lautliche Signifikant - die *phoné* - suggeriert eine ursprüngliche Einheit mit dem Gedanken, der Vorstellung und dem Signifikat. Aufgrund ihrer scheinbaren Nähe zum Begriff privilegiert die traditionelle Metaphysik die gesprochene Sprache gegenüber der Schrift. Doch gleichzeitig ist dieses, der *phoné* eingeräumte Privileg das Erlöschen ihrer spezifischen Ausdruckssubstanz, ihre eigene Inflation und Auflösung im Signifikat.

„Die Erfahrung, dass der Signifikant in der Stimme erlischt, ist nicht irgendeine beliebige Illusion – denn sie bedingt gerade die Idee der Wahrheit. (...) In der Geschlossenheit dieser Erfahrung wird das Wort als elementare und unzerlegbare Einheit des Signifikats und der Stimme, des Begriffs und einer transparenten Ausdruckssubstanz erlebt.“ (Derrida 1974, 38f)

Das sprachliche Zeichen wird im *Cours* über zwei Merkmale bestimmt. Neben der Beliebigkeit (Arbitrarität) wird die Linearität als Merkmal des sprachlichen Zeichens eingeführt. Die Linearität der sprachlichen Zeichen bezieht sich auf ihre Abfolge in der Zeit. „Die Zeit wird von Saussure als lineare Sukzessivität, als ‚Konsekutivität‘ begriffen.“ (Derrida 1974, 126)

⁴⁶ „Beim Hören der gesprochenen Reihe kann man dagegen unmittelbar wahrnehmen, ob ein Laut sich selbst gleich bleibt oder nicht; denn wenn man den Eindruck von etwas in sich Gleichartigen hat, so ist dieser Laut ein einheitlicher. Das Wesentliche auch nicht seine Dauer in Achtel oder Sechzehntelnoten (...), sondern die Qualität des Eindrucks.“ (Saussure 2001, 44f)

⁴⁷ „Sie bildet ein System von Zeichen, in dem einzig die Verbindung von Sinn und Lautzeichen wesentlich ist und in dem beide Seiten des Zeichens gleichermaßen psychisch sind.“ (Saussure 2001,18)

„Das Bezeichnende, als etwas Hörbares, verläuft ausschließlich in der Zeit und hat Eigenschaften, die von der Zeit bestimmt sind. (...) Der ganze Mechanismus der Sprache hängt davon ab.“ (Saussure 2001, 82)

Dieses lineare zeitliche Schema steht in Zusammenhang mit einer Privilegierung des lautlichen Signifikantensystems und dem besonderen Status der phonetischen Schrift. Es bildet die Grundlage für den von Saussure vertretenen Phonologismus. Die Linearität der Zeichen findet ihren Halt im sprachlichen Prinzip der Artikulation⁴⁸, das über syntagmatische und assoziative Relationen sprachliche Werte generiert. Die sprachlichen Werte stellen einen Übergang zwischen zwei Zeitlichkeiten dar. Sie aktualisieren sich entlang einer linearen Abfolge in einem simultanen System. Derrida weist darauf hin, dass die Simultaneität - die zwei oder mehrere Punkte (oder wie Derrida schreibt „absolute praesentia“) einer linearen Abfolge koordiniert - ein linearistischer Begriff bleibt. (vgl. Derrida 1974, 152) Der lineare Charakter des sprachlichen Zeichens wird, so Saussure, nur in der phonetischen Schrift entsprechend dargestellt. Denn die zeitlich-lineare Abfolge der lautlichen Signifikanten kann in der phonetischen Schrift durch die räumlich-lineare Abfolge ersetzt werden.

„Das Bezeichnende, als etwas Hörbares, verläuft ausschließlich in der Zeit und hat Eigenschaften, die von der Zeit bestimmt sind. (...) Im Gegensatz zu denjenigen Bezeichnungen, die sichtbar sind (...) und gleichzeitige Kombinationen in verschiedenen Dimensionen darbieten können, gibt es für akustische Bezeichnungen nur die Linie der Zeit; ihre Elemente treten nacheinander auf; sie bilden eine Kette. *Diese Besonderheit stellt sich unmittelbar dar, sowie man sie durch die Schrift vergegenwärtigt und die räumliche Linie der graphischen Zeichen an Stelle der zeitlichen Aufeinanderfolge setzt.*“ (Saussure 2001, 82; Hervorh. S.H.)

Die Linearität des sprachlichen Zeichens bedingt also die Phonetisierung der Schrift, eine Verdrängung der Mehrdimensionalität⁴⁹ und eine Marginalisierung nicht-phonetischer (ideographischer, piktographischer) Schriftsysteme..

„Die Schrift wird ‚phonetisch‘, wird das Draußen sein, die äußerliche Repräsentation der Sprache und des ‚Laut-Gedankens‘. Sie wird notwendig von

⁴⁸ „Die Differenz ist die Artikulation.“ (Derrida 1974, 115)

⁴⁹ Jakobson widerspricht der Saussure'schen These der Linearität sprachlicher Zeichen. Er sieht im Hören mehrere Dimensionen in simultaner Weise gegeben und rückt die Linguistik in die Nähe der Musikwissenschaft. „An diesem Punkt distanziert sich Jakobson ganz entschieden von Saussure, indem er die Homogenität der Linie durch die Struktur des musikalischen Notensystems, ‚den Akkord in der Musik‘ ersetzt.“ (Derrida 1974, 126)

bereits konstituierten Bedeutungseinheiten ausgehen und mit ihnen arbeiten müssen, doch sie hat an deren Herausbildung keinen Anteil gehabt.“ (Derrida 1974, 55f)

Die „irreversible Zeitlichkeit des Lautes“ (Derrida 1974, 151) trifft auf eine dem Zeichen eigentümliche Äußerlichkeit. Diese Figur des Außer-sich-Seins wird traditioneller Weise mit der Schrift⁵⁰ verbunden, doch Derrida zeigt dass sie für das sprachliche Zeichen im allgemeinen maßgeblich ist.

„Derrida analysiert Attribute, mit denen der derivate Status der Schrift gegenüber der Sprache begründet wird. In dieser Analyse zeigt sich, daß diese Attribute Eigenschaften benennen, die allen Objekten zukommen müssen, soweit wir sie überhaupt als Zeichen qualifizieren können.“ (Krämer 2001, 225)

Solange das Zeichen als „auf ein Signifikat hinweisender Signifikant“ (Derrida 1976a, 425) definiert wird, bleibt der Signifikant ein dem Signifikat äußerlicher Zusatz und kann als die abgeleitete Seite eines in der Innerlichkeit eines Signifikats angelegten ursprünglichen Sinngehalts verstanden werden.

„Das Zurückdrängen der Schrift – das Zurückdrängen der Äußerlichkeit des Signifikanten – verlief parallel mit dem Phonologismus und Logozenismus. (...) Die Schrift sollte zurücktreten vor der Überfülle eines lebendigen Wortes, das aufgrund der Durchsichtigkeit seiner Notation vortrefflich dargestellt würde und das dem sprechenden Subjekt sowie jenem, das den Sinn, den Inhalt, den Wert empfängt, unmittelbar gegenwärtig wäre.“ (Derrida 1986, 64f)

Die phonetische Schrift scheint tatsächlich die doppelte Anforderung zu erfüllen, „das Sprechen gleichermaßen zu repräsentieren und vor ihm zurückzutreten“ (Derrida 1986, 65). Die Annihilation der Entäußerung im Signifikanten steht in metaphysischer Tradition. „Die Äußerlichkeit des Signifikanten zu vermindern, bedeutet aus der semiotischen Praxis auszuschließen, was nicht psychisch ist.“ (Derrida 1986, 60f)

Mit dem für die phonetische Schrift beanspruchten Modellcharakter möchte der *Cours* die

⁵⁰ „Kritisiert wird die Schrift – analog anderen Entfremdungsfiguren – als Verfallsform der lebendigen Sprache, als eine Vergegenständlichung, die zugleich Entäußerung und Ablösung vom Ursprung ist; der Gegensatz von toter Äußerlichkeit und lebendiger Innerlichkeit, totem Buchstaben und lebendigem Wort, ist Resultat einer falschen Verselbstständigung. (...) Die Kritikfigur ist die durchgängigste der Metaphysik: die Kritik an der Ursprungslosigkeit, an der Verselbstständigung des Derivats und der Verhüllung seines Abgeleitet-Seins.“ (Angehrn 2002, 19f)

phonetische Schrift gegenüber anderen Schriftsystemen auszeichnen.⁵¹ Sie scheint in der Lage zu sein, das System der Lautsprache abbilden zu können. Paradoxaerweise müsste der *Cours* um die phonetische Schrift als Modell eines Zeichensystem heranziehen zu können, Sprache und Schrift - wie in dem Entwurf einer allgemeinen ‚Semeologie‘ vorgesehen - als gleichwertige Zeichensysteme anerkennen.

„*Es ist die Eigentümlichkeit des Zeichens nicht Abbild zu sein.*“ (Derrida 1974, 79), schreibt Derrida. Sprache wird von Saussure als differentielle Struktur und nicht als ein die Wirklichkeit repräsentierendes Muster definiert. Die Möglichkeit Zeichensystem zu sein, wird über die Grundsätze der Differentialität und der Arbitrarität garantiert. Die Arbitrarität verbietet jedoch eine symbolisch motivierte Relation zwischen Phonem und Graphem - deshalb sind Saussure piktographische Schriften fremd. Abbild und Modell sind zwei verschiedene Funktionen, die nicht miteinander zu vereinbaren sind.

„Die These von der Arbitrarität des Zeichens stellt somit indirekt, aber nicht ausdrücklich, das erklärte Vorhaben Saussures in Frage, die Schrift in die Finsternis jenseits der Sprache zu stoßen. Seine These berücksichtigt zwar ein konventionelles Verhältnis zwischen dem Phonem und dem Graphem (in der phonetischen Schrift zwischen dem Phonem als Signifikant–Signifikat und dem Graphem als reinen Signifikanten), doch verbietet sie gerade dadurch, dass das Phonem ‚Abbild‘ des Graphems sei.“ (Derrida 1974, 79)

Auch R. Jakobson kritisiert die „Unvollkommenheit der graphischen Repräsentation“ in der phonetischen Schrift, deren Grund er in den „schlechthin unähnlichen Strukturen der Buchstaben und Phoneme“ (vgl. Derrida 1974, 95) zu erkennen meint. Die Mehrdimensionalität der Lautsprache – das simultane Auftreten einer Reihe distinktiver Merkmale kann in einer, dem *telos* der Linearität folgenden, phonetischen Schrift nicht ausreichend berücksichtigt werden. Auch Derrida weist darauf hin, dass das Phonem „das Nicht-Abbildbare schlechthin“ sei, und „nichts Sichtbares ihm ähneln kann“ (Derrida 1974, 79). Zudem sind Phoneme, Saussure zufolge, ausschließlich differentiell bestimmt. So ist es bemerkenswert, schreibt Krämer dass „die skripturale Visualisierung des Systemaspektes von Sprache sich genau genommen auf etwas bezieht, das – seiner ‚eigenen‘ Natur gemäß – gar nicht zur Anschauung kommen kann“ (Krämer 2001, 23) –

⁵¹ Saussure (2001) kennt nur zwei Schriftsysteme: „das ideographische System, in welchem das Wort durch ein einziges Zeichen dargestellt wird, das mit den Lauten, aus denen es sich zusammensetzt, nichts zu tun hat“ und „das im allgemeinen phonetisch genannte System, welches die Abfolge der Laute, die im Wort aufeinander folgen, wiederzugeben sucht“ (Saussure 2001, 30f)

nämlich auf den Aspekt der Differentialität. Die im Prinzip der Differentialität angelegte Reduktion der Lautsubstanz, stützt eine für die Saussure'sche Definition des Zeichens wichtige Unterscheidung: die Unterscheidung zwischen dem gesprochenen Laut und seinem Lautbild. Da „beide Seiten des Zeichens gleichermaßen psychisch sind“ (Saussure 2001, 18), wird das Zeichen als Verbindung eines Lautbildes mit einer Vorstellung bestimmt. „Das sprachliche Zeichen vereingt in sich nicht einen Namen und eine Sache, sondern eine Vorstellung und ein Lautbild.“ (Saussure 2001, 77)

„Ohne die Reduktion der Lautsubstanz bliebe die für Saussure bestimmende Unterscheidung zwischen Sprache (*langue*) und gesprochenem Wort (*parole*) ohne jede Stringenz“ (Derrida 1974, 93) – heißt es in der *Grammatologie*.

In der von Saussure angestrebten ‚allgemeinen Sprachwissenschaft‘ schafft die Reduktion der Lautsubstanz zwei voneinander getrennte Bereiche: die Phonetik und die Phonologie. Die Phonetik beschäftigt sich mit den (aus-)gesprochenen Lauten und betreibt eine Systematisierung der *parole*, während die Phonologie zur Hilfswissenschaft einer strukturalen Linguistik avanciert.⁵² Kristallisationspunkt der Auseinandersetzung mit den Positionen des ‚Phonologismus‘ ist Saussures Begriff des Lautbildes, das als ideale Objektivität in die Nähe des gesprochenen Wortes gerückt werden kann. Dieser Phonologismus verfestigt das überlieferte Verhältnis zwischen Sprache und Schrift und stellt das erfüllte gesprochene Wort seinem Derivat - dem toten Buchstaben - gegenüber. Er „duldet so lange keinen Einwand, wie man die geläufigen Begriffe von gesprochenem Wort und Schrift, die das feste Gewebe seiner Argumentation bilden, weiter verwendet.“ (Derrida 1974, 98) Dieses „feste Gewebe“ einer phonologozentristischen Argumentation möchte Derridas dekonstruktive Lektüre des *Cours de linguistique générale* durchtrennen.⁵³

⁵² „Mit Hilfe der Reduktion der Lautsubstanz kann also nicht nur zwischen der Phonetik einerseits (und a fortiori der Akustik und der Physiologie des Sprechapparates) und der Phonologie andererseits unterschieden werden. Sie macht sogar aus der Phonologie eine ‚Hilfswissenschaft‘.“ (Derrida 1974, 93)

⁵³ „Ich habe auf die Absicht, aus der Geschlossenheit dieses Schemas hinauszukommen, mittels der ‚Spur‘ hinzuweisen versucht, die ebensowenig Effekt ist, wie sie eine Ursache hat.“ (Derrida 1999a, 40f)

3.2.3 Schlußbetrachtung: Différance, Ur-Schrift und Spur

Eine dem ‚Phonologismus‘ verpflichtete Argumentation vergisst in ihrer Interpretation des Saussure’schen ‚Lautbildes‘, dass es sich dabei nicht um das innere Abbild einer äußeren Realität handeln kann. „Das psychische Abbild, von dem Saussure spricht, darf nicht eine innere Realität sein, die eine äußere Realität kopiert“ (Derrida 1974, 113), schreibt Derrida. Da sich das Zeichen als Verbindung von Lautbild und Vorstellung erst über den Prozess der Artikulation konstituiert, gibt es keinen Laut, der dem Lautbild und kein Lautbild, das dem Laut vorherginge. Das Lautbild ist keine ideale, der Zeit enthobene Objektivität sondern variiert wie der Laut jedes Mal, wenn sich ein Zeichen artikuliert.⁵⁴ In Derridas *Grammatologie* ist zu Saussures Begriff des Lautbildes folgendes zu lesen:

„Das Lautbild ist die Struktur des Erscheinens eines Lautes, was alles andere ist als der erscheinende Laut. Er nennt dieses Lautbild den Signifikanten. Den Namen Signifikat behält er der ‚Vorstellung‘ (‚concept‘) – ein Begriff, der hier nicht sehr glücklich gewählt ist – vor, mit anderen Worten, der Idealität des Sinnes. Und nicht der durch den Akt und die Idealität der Sprache reduzierten Sache. (...) Das Lautbild ist das Vernommene: nicht der vernommene Laut, sondern das Vernommen-Sein des Lautes. Das Vernommen-Sein ist seiner Struktur nach phänomenal und gehört einer Ordnung an, die von der Ordnung des Lautes vollständig verschieden ist. Diese geringfügige, aber entscheidende Verschiedenartigkeit kann nur durch eine phänomenologische Reduktion hervorgehoben werden.“ (Derrida 1974, 110f)

Die phänomenale Struktur des Lautbildes – sein Vernommen-Sein – schließt eine Ebene der ‚Erfahrung‘ ein, die erst aus der Vorherrschaft einer Metaphysik der Präsenz befreit werden müsste. Denn: „Seit je ‚Erfahrung‘ das Verhältnis einer Präsenz charakterisiert, gleichgültig ob es die Form des Bewußtseins annehme oder nicht.“ (Derrida 1974, 106)

Um von der Möglichkeit der Spur und der ‚Sprache als Schrift‘ berichten zu können, ist es absolut notwendig, die Differenz zwischen dem vernommenen/ erscheinenden Laut und dem Vernommen-Sein/ Erscheinen des Lautes aufrechtzuerhalten. Derrida markiert hier ein Spannungsverhältnis, in das Laut und Lautbild *immer schon* eingetreten sind.

⁵⁴ „Im Augenblick, wo ein Zeichen entsteht, beginnt es damit, sich zu wiederholen. Sonst wäre es kein Zeichen, es wäre nicht, was es ist, das heißt dieser Mangel an Selbstidentität, der regelmäßig auf dasselbe verweist.“ (Derrida 1976b, 446)

„Die unerhörte Differenz zwischen dem Erscheinenden und dem Erscheinen (zwischen der ‚Welt‘ und dem ‚Erlebten‘) ist die Bedingung für alle anderen Differenzen, alle anderen Spuren, sie ist selbst schon eine Spur.“ (Derrida 1974, 113)

Laut und Lautbild lassen sich weder aufeinander reduzieren, noch voneinander ableiten und bleiben dennoch aufeinander bezogen. Folgt man Derridas Lektüre Husserls in „Die Stimme und das Phänomen“ läßt sich eine Parallele herstellen, die ich hier kurz skizzieren möchte: Wir haben bereits gesehen, dass auch die von Husserl niemals aufgegebene, traditionelle Bindung des *logos* an die *phoné* in den Motiven des *Cours* wiederkehrt. Im *Cours* ist es das gesprochene Wort - die mündliche Überlieferung - die unabhängig von der Schrift und zuverlässiger als die Schrift ist⁵⁵ und dennoch (trotz ihrer postulierten Unabhängigkeit) vor dem schädlichen Einfluss der Schrift bewahrt werden muss.

Die Äußerlichkeit des Lautes muß zwar nicht - wie die Schrift - als Bedrohung unschädlich gemacht werden – doch führt die Reduktion der lautlichen Substanz zu einer Konstellation, die der Husserl’schen Reduktion des Anzeichens⁵⁶ in gewisser Weise analog ist.

„Saussure war ebenfalls darauf bedacht, zwischen dem wirklichen Wort und seinem Bild zu unterscheiden. Allein der Form des ‚Lautbildes‘ erkannte auch er den Ausdruckswert eines ‚Signifikanten‘ zu. ‚Signifikant‘ bedeutet ‚Lautbild‘. Doch da Saussure nicht mit phänomenologischer Behutsamkeit verfährt, macht er aus dem Lautbild, aus dem Signifikanten als psychischen Eindruck eine Realität deren einzige Eigenart die ist, innerlich zu sein, was nur für eine Verschiebung des Problems sorgt.“ (Derrida 2003b, 64f)

Die wichtigsten Punkte lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Der Zeichenbegriff Husserls unterscheidet zwei verschiedene Ebenen: Anzeichen und Ausdruck. Derrida schreibt in „Die Stimme und das Phänomen“:

„Es gibt keinen Ausdruck ohne die Intention eines das Zeichen beseelenden, ihm eine Geistigkeit* unterlegenden Subjekts. In der Anzeige hat die Beseelung zweierlei Grenzen: den **Körper des Zeichens**, der kein Atem ist, und das

⁵⁵ „In der Sprache gibt es unabhängig von der Schrift eine Überlieferung, die mündliche, die zuverlässiger ist als die schriftliche.“ (Saussure 2001, 29)

⁵⁶ „Die Anzeige muß als extrinsisches und empirisches Phänomen ferngehalten, abgezogen, ‚reduziert‘ werden, auch wenn eine enge Beziehung sie de facto mit dem Ausdruck vereint, sie empirisch mit ihm verflochten ist.“ (Derrida 2003b, 40)

Angezeigte, das ein *Dasein in der Welt* ist. Im Ausdruck ist die Intention absolut ausdrücklich, weil sie eine Stimme beseelt, die ganz innerlich bleiben kann, und weil das Ausgedrückte eine Bedeutung* ist, das heißt eine Idealität, die nicht in der Welt ‚existiert‘.“ (Derrida 2003b, 48; Hervorhebung: S.H.)

Während im Ausdruck die Bewegung des Bedeuten und die Bedeutung ineinander übergehen, werden der Anzeige Grenzen gesetzt.⁵⁷ Das Bedeuten zielt auf die Wiederherstellung eines idealen Gegenstands, auf die „technische Beherrschung des Gegenstand-Seins“ (Derrida 2003b, 102) und findet seine Form in der Selbstpräsenz einer Gegenwart „also in einem Jetzt im allgemeinen, in der transzendentalen Form der Jetzttheit“ (Derrida 1999b, 349) deren Möglichkeitsbedingung die Verdrängung ihres eigenen ‚Ursprungs‘ - der Endlichkeit - ist.

„Die somit ‚scheinbare Transzendenz‘ der Stimme hängt damit zusammen, daß das Signifikat, das stets von seinem Wesen her ideal ist, die ‚ausgedrückte‘ Bedeutung*, dem Ausdrucksakt unmittelbar gegenwärtig ist. Diese unmittelbare Gegenwärtigkeit hängt damit zusammen, dass der phänomenologische ‚Körper‘ des Signifikanten sich genau in dem Moment auszulöschen scheint, indem er hervorgebracht wird.“ (Derrida 2003b, 105)

Im *Cours* wird der psychische Charakter der Signifikanten hervorgehoben. Dem Laut selbst wird die Signifikanz abgesprochen, nur das Lautbild ist Signifikant.

„Der psychische Charakter unserer Lautbilder wird ganz klar, wenn wir uns selbst beobachten. Ohne die Lippen oder die Zunge zu bewegen, können wir mit uns selbst sprechen oder uns im Geist ein Gedicht vorsagen. Gerade deshalb, weil die Worte der Sprache für uns Lautbilder sind, sollte man nicht von den Lauten als Phonemen sprechen, aus denen sie zusammengesetzt sind. Denn dieser Ausdruck deutet auf mündliche Sprechfähigkeit und paßt nur zum gesprochenen Wort, zur Verwirklichung des inneren Bildes in der Rede. Man muß sich stets daran erinnern, daß es sich nur um das innere Bild der lautlichen Erscheinung handelt.“ (Saussure 2001, 77)

Da für Saussure „die im sprachlichen Zeichen enthaltenen Bestandteile alle beide psychisch sind“ (Saussure 2001, 77) und „in der Sprache alles psychologisch“ (Saussure 2001, 8) ist, möchte der *Cours* auch den Prozess der Signifikation auf der virtuellen Ebene einer auf ihre Synchronizität reduzierten *langue* verlaufen lassen und die Bewegung des

⁵⁷ „Das Bedeuten* ist nicht eine Art des Zeichenseins* im Sinne der Anzeige*“ (Derrida 2003b, 33f)

Bedeutens (die Differentialität) auf den Moment der Signifikation (eine Differenz) reduzieren. Doch Derridas *différance* fordert das In-sich-Differente der Differentialität wieder ein. In Derridas Vortrag „Die *différance*“ heißt es:

„(...) dieses Intervall das es (das sprachliche Element; Anm.: S. H) als Gegenwart konstituiert. Muß gleichzeitig die Gegenwart in sich selbst trennen und so mit der Gegenwart alles scheiden, was man von ihr her denken kann, das heißt in unserer metaphysischen Sprache, jedes seiende, besonders die Substanz oder das Subjekt.“ (Derrida 1999a, 42)

Différance ist der Name einer Bewegung, die unendlich unterscheidend, unendlich aufschiebend einen Raum eröffnet, der nicht beherrscht werden kann. Als „Zeit-Werden des Raumes und Raum-Werden der Zeit“ (Derrida 1999a, 36) ist die *différance* das Spiel des In-Sich-Differenten, die Kraft des Spaltens und der Konstitution. Wir können so tun, als ob sie ein Begriff oder ein Wort wäre...

„Was sich *différance* schreibt, wäre also jene Spielbewegung, welche diese Differenzen, diese Effekte der Differenz, durch das ‚produziert‘, was nicht einfach Tätigkeit ist. Die *différance*, die diese Differenzen hervorbringt, geht ihnen nicht etwa in einer einfachen und an sich unmodifizierten, in-differenten Gegenwart voraus. Die *différance* ist der nicht-volle, nicht-einfache Ursprung der Differenzen. Folglich kommt ihr der Name ‚Ursprung‘ nicht mehr zu.“ (Derrida 1999a, 40)

Die *différance* substantiviert nicht, bringt nichts hervor und ist selbst nicht substantivierbar. Da sie „weder einfach aktiv noch passiv ist, sondern eher eine mediale Form ankündigt oder in Erinnerung ruft“ (Derrida 1999a, 37) überschreitet sie die Möglichkeiten klassisch-philosophischer Begrifflichkeit.

„Es geht hier nicht um eine bereits konstituierte Differenz, sondern vor aller inhaltlichen Bestimmung, um eine reine Bewegung welche die Differenz hervorbringt. Die reine Spur ist die *Differenz. Sie ist von keiner sinnlich wahrnehmbaren, hörbaren oder sichtbaren, lautlichen oder graphischen Fülle abhängig, sondern ist im Gegenteil deren Bedingung.“ (Derrida 1974, 109)

So wie die Ausdrücklichkeit des Ausdrucks in der stummen und einsamen Rede es für Husserl scheinbar unmöglich macht, auf Einheit von *phoné* mit *logos* zu verzichten⁵⁸ und

⁵⁸ „Husserl kann das nicht einklammern, was die Glossematiker die ‚Ausdruckssubstanz‘ nennen, ohne sein ganzes Unternehmen zu bedrohen. Die Berufung auf diese Substanz über nimmt also eine wichtige philosophische Rolle.“ (Derrida 2003b, 104)

die Bewegung des Bedeutens von der Bedeutung zu unterscheiden, ist auch bei Saussure die Reduktion der Temporalität Voraussetzung für die Synthese eines Zeichens.

„Die Brisur markiert, dass es für ein Zeichen, für die Einheit eines Signifikanten und eines Signifikats unmöglich ist, in der Füller einer Gegenwart und einer absoluten Präsenz zu entstehen. (...) Man kann nicht von einer Reduktion oder Wiederherstellung des erfüllten Wortes träumen, das von sich sagt, es sei die Wahrheit, ehe nicht die Frage nach dem Sin und seinem Ursprung in der Differenz aufgeworfen wurde. Das ist der genaue Ort der Problematik der Spur.“ (Derrida 1974, 122)

Indem die Glossematiker der Kopenhagener Schule, zu deren wichtigsten Vertretern L. Hjelmslev und H. Uldall zählen, in der Nachfolge Saussures das differentielle Prinzip der Sprache konsequent weiterdenken, können sie ‚Sprache‘ als reine Form von jeder Bindung an ihre Ausdruckssubstanz befreien. Die glossematische Kritik H. Uldalls und L. Hjelmslevs stellt eine Unabhängigkeit der graphischen Ausdruckssubstanz von der Lautsprache fest.

„Er (H. Uldall – Anm. S.H.) belegt dies an der Tatsache, dass in der Orthographie kein Graphem den Akzenten entspricht (...) und daß umgekehrt in der Aussprache kein Phonem dem räumlichen Abstand (spacing) zwischen den geschriebenen Worten entspricht.“ (Derrida 1974, 103)

Auch Derrida erinnert an „jenes Schweigen, welches nur innerhalb der sogenannten phonetischen Schrift funktioniert“ und zeigt, „dass es entgegen einem weitverbreiteten Vorurteil keine phonetische Schrift im reinen und strengen Sinne gibt.“ (Derrida 1999a, 33)

„Die sogenannte phonetische Schrift kann prinzipiell und von Rechts wegen und nicht allein auf Grund einer technischen oder empirischen Unzulänglichkeit nur funktionieren, wenn sie nicht-lautliche ‚Zeichen‘ (Interpunktionen, Zwischenräume und so weiter) in sich aufnimmt, die sich, wie man rasch gewahr wird, untersucht man ihre Struktur und ihre Notwendigkeit, mit dem Zeichenbegriff kaum vereinbaren lassen.“ (Derrida 1999a, 33)

Für Derrida steht hier nicht nur das Primat der phonetischen Schrift zur Diskussion. In seiner Auseinandersetzung mit der Glossematik zeichnet Derrida nach, wie auch sie von einer Reihe metaphysischer Oppositionspaare (Form/ Substanz, Signifikant/ Signifikat, Inhalt/ Ausdruck) Gebrauch macht. Obwohl die Glossematik die Unabhängigkeit der Ausdruckssubstanzen postuliert, muß sie - solange sie innerhalb der metaphysischen Oppositionen von Inhalt und Ausdruck operiert - nach der Spezifität dieser

Substanzen fragen. So entkommt auch die Glossematik der metaphysischen Frage nach der Wesentlichkeit des Wesens nicht.

Mit Derrida sind wir wieder bei der Frage nach der Möglichkeit einer *Übersetzung* angelangt. *Das Zu-Übersetzende wäre die Sprache als Form.* „Die Grammatik ist von der Semantik und der Phonologie unabhängig“ (Derrida 1974, 100), postulieren die Glossematiker. R. Jakobson hält hingegen „die Indifferenz gegenüber der Lautsubstanz des Ausdrucks für unmöglich und illegitim und kritisiert damit die Glossematik Hjelmslevs, der die Neutralisierung der Klangsubstanz fordert und verwirklicht.“ (Derrida 1974, 93) Die Frage ist also, ob die Struktur der Sprache von einer Ausdruckssubstanz in die andere *ohne Verlust* übertragen werden kann.

Dieser Verlust, der in Derridas Texten auch mit der Spur und der *différance* bedacht wird, ist keine zu vermeidende Unzulänglichkeit, sondern die strukturelle Bedingung jeder Übersetzung. Dieser Verlust, den die Dekonstruktion bejaht, ist ein Verlust im Sinne des *Immer-schon-Verlorenen*, nie gegenwärtig gewesenen Signifikats⁵⁹. Dieses Immer-schon-Verlorene (transzendente) Signifikat - wir können es auch Ursprung oder Zentrum nennen, „erhält nacheinander und in geregelter Reihenfolge verschiedene Formen oder Namen. Die Geschichte der Metaphysik wie die Geschichte des Abendlandes wäre die Geschichte dieser Metaphern und Metonymien.“ (Derrida 1976a, 423) Das Spiel der Differenzen zieht aus dem Verlust seine Kraft.

„Diese Bejahung bestimmt demnach das Nicht-Zentrum anders denn als Verlust des Zentrums. Sie spielt ohne sich abzusichern. Denn es gibt ein sicheres Spiel: dasjenige, das sich beschränkt auf die Substitution vorgegebener, existierender, und präsenter Stücke. Im absoluten Zufall liefert sich die Bejahung überdies der genetischen Unbestimmtheit aus, dem seminalen Abenteuer der Spur (*l'aventure séminale de la trace*).“ (Derrida 1976a, 441)

⁵⁹ „Wir haben den Logozentrismus und die Metaphysik der Präsenz als den gebieterischen, mächtigen, systematischen und nicht unterdrückbaren Wunsch nach einem solchen Signifikat identifiziert.“ (Derrida 1974, 85)

Literaturverzeichnis:

Angehrn, Emil: Schrift und Spur bei Derrida. In: RISS, Zeitschrift für Psychoanalyse Freud - Lacan; 17. Jahrgang, Heft 55, 2002/III

Aristoteles: Philosophische Schriften, Band 1. Hamburg: Meiner 1995

Barthes, Roland: Das semiologische Abenteuer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988

Benjamin, Walter: Sprache und Geschichte. Philosophische Essays. Stuttgart: Reclam 1992

Bennington, Geoffrey/ Derrida, Jacques: Jacques Derrida. Ein Porträt von Geoffrey Bennington und Jacques Derrida. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1994

Deleuze, Gilles: Woran erkennt man den Strukturalismus? Berlin: Merve 1992

Derrida, Jacques: Grammatologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974

Derrida, Jacques: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976

Derrida, Jacques: Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen. in: D., J.: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976a, 422- 442

Derrida, Jacques: Ellipse. In: D., J.: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976b

Derrida, Jacques: Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, J.-Louis Houdebine, Guy Scarpetta. Wien: Passagen 1986

Derrida, Jacques: Feuer und Asche. Berlin: Brinkmann und Bose 1988

Derrida, Jacques: Babylonische Türme. Wege, Umwege, Abwege in: Hirsch, Alfred (Hg.): Übersetzung und Dekonstruktion. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997, 119- 165

Derrida, Jacques: Der Entzug der Metapher. in: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): Die paradoxe Metapher. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, 197- 234

Derrida, Jacques: Randgänge der Philosophie. Wien: Passagen 1999, 2. Auflage

Derrida, Jacques: Die differance. In: D., J.: Randgänge der Philosophie. Wien: Passagen 1999a, 31- 56

Derrida, Jacques: Signatur - Ereignis – Kontext. in: D., J.: Randgänge der Philosophie. Wien: Passagen 1999b, 325-351

Derrida, Jacques: Der Schacht und die Pyramide. Einführung in die Hegel'sche

- Semiologie. In: D. J.: Randgänge der Philosophie. Wien: Passagen 1999c, 93-132
- Derrida, Jacques: Der Genfer Linguistenkreis. In: D. J.: Randgänge der Philosophie. Wien: Passagen 1999d, 159-176
- Derrida, Jacques: As if I were dead - Als ob ich tot wäre. Wien: Turia & Kant 2000
- Derrida, Jacques: Die unmögliche Möglichkeit vom Ereignis zu sprechen. Berlin: Merve 2003a
- Derrida, Jacques: Die Stimme und das Phänomen. Einführung in das Problem des Zeichens in der Phänomenologie Husserls. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003b, 1. Auflage der Neuübersetzung aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek
- Derrida, Jacques: Die différance. Ausgewählte Texte. Stuttgart: Reclam 2004
- Düttmann, Alexander García: Philosophie der Übertreibung. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2004
- Fehr, Johannes: ‚Nach dem Tod des Meisters. Das Vorgehen der Herausgeber.‘ in: Saussure, Ferdinand de: Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlass. Texte, Briefe und Dokumente. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Johannes Fehr. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997, 27- 38
- Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974
- Foucault, Michel: Archäologie des Wissens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973
- Frank, Manfred: Was ist Neostukturalismus? Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984
- Fuchs, Michael: Zeichen und Wissen. Münster: Aschendorff 1999
- Gasché, Rodolphe: Metapher und Quasi-Metaphorizität. in: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): Die paradoxe Metapher. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998, 235- 267
- Haverkamp, Anselm (Hrsg.): Die paradoxe Metapher. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1998
- Heidegger, Martin: Vom Wesen des Grundes. Frankfurt a. M.: Klostermann 1949, 8. unveränderte Auflage 1995
- Hirsch, Alfred (Hrsg.): Übersetzung und Dekonstruktion. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997
- Jäger, Ludwig: Ferdinand de Saussure. Hamburg: Junius 2010
- Jakobson, Roman: Semiotik. Ausgewählte Texte: 1919-1982. Hrsg. von Elmar Holenstein. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988

- Kofman, Sarah: Derrida lesen. Wien: Passagen 1987, 2. Auflage 2000
- Krämer, Sybille: Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001
- Krämer, Sybille: ‚Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität.‘ in: Wirth, Uwe (Hrsg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002, 323- 346
- Lüdemann, Susanne: Jacques Derrida. Hamburg: Junius 2011
- Mersch, Dieter: Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis. München: W. Fink 2002
- Mersch, Dieter: Zeichen über Zeichen. Texte zur Semiotik von Charles Sanders Peirce bis Umberto Eco und Jacques Derrida. München: dt. Taschenbuch-Verlag 1998
- Moser, Anna Aloisia: Gerechtigkeit der Metapher – Metapher der Gerechtigkeit. In: Zeillinger, Peter/ Flatscher, Mathias (Hrsg.): Kreuzungen Jacques Derridas. Geistergespräche zwischen Philosophie und Theologie. Wien: Turia & Kant 2004
- Münker, Stefan/ Roesler, Alexander: Poststrukturalismus. Stuttgart/ Weimar: Metzler 2000
- Roggenbuck, Simone: Saussure und Derrida. Linguistik und Philosophie. Tübingen, Basel: Francke Verlag 1998
- Saussure, Ferdinand: Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlass. Texte, Briefe und Dokumente. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Johannes Fehr. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997
- Wirth, Uwe (Hrsg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002
- Zeillinger, Peter: Das Ereignis als Symptom. Annäherung an einen entscheidenden Horizont des Denkens. in: Zeillinger, Peter (Hrsg.): Nach Derrida. Dekonstruktion im zeitgenössischen Denken. Wien: Turia & Kant 2006, 173- 199
- Zeillinger, Peter (Hrsg.): Nach Derrida. Dekonstruktion im zeitgenössischen Denken. Wien: Turia & Kant 2006
- Zeillinger, Peter/ Flatscher, Mathias (Hrsg.): Kreuzungen Jacques Derridas. Geistergespräche zwischen Philosophie und Theologie. Wien: Turia & Kant 2004
- Zeillinger, Peter: Nachträgliches Denken. Skizze eines philosophisch-theologischen Aufbruchs im Ausgang von Jacques Derrida. Münster: Lit Verlag 2002

Ich danke (in alphabetischer Reihenfolge):

Angela Priester

Dr. Anja Weiberg

Anna Müllner

Dr. Bettina Reiter

Erich Eichinger

den *frauenprojekten der Uni Wien

Dr. Gerhard Unterthurner

Helmuth Hnojsky

der IG 30.4.

Mag. Jenny Kneis

Levi

Loretta Eichinger

Marzia Magosso

Pepi und ihrer Familie

Dr. Silvia Stoller

Mag. Teresa Richter

sowie

Univ.- Prof. Dr. Wolfgang Müller-Funk

für die zuverlässige Unterstützung!

Abstract:

‚Es gibt‘ begründet nichts. Wenn es Dekonstruktion also gibt, kann man sie nicht verstehen. Deshalb versucht der *erste Teil* dieser Arbeit vor allem ‚nach-zu-zeichnen‘ (retracer), wie sich Dekonstruktion inszeniert. Dekonstruktion lässt sich nicht anhand ihrer Wirkungen beschreiben. Sie kommt zu keinem Ergebnis. Dekonstruktion ist keine Methode. Sie hat keine Prinzipien, die sie zur Anwendung bringt.

Im Nachvollzug transzendentalphilosophischer Strategien beschäftigt sich der *zweite Teil* der Arbeit mit der Frage, wie der *Cours de linguistique generale* als ein für die Rezeption des Strukturalismus zentraler Text seinen Gegenstandsbereich der ‚Sprache‘ konstituiert. Welchem metaphysischen Erbe bleibt er verpflichtet? Welche zentralen Oppositionen werden von den Herausgebern des *Cours* in Anspruch genommen, um ‚Sprache‘ (langue) und ‚Sprechen‘ (parole) voneinander abzugrenzen?

Der *dritte Teil* der Arbeit fokussiert dann die von Derrida in der *Grammatologie* zum Vorschein gebrachte, historisch wiederkehrende Konstellation einer ‚Geschlossenheit‘ (clôture) in der Verbindung von *phoné* und *logos*, deren Geschichte das Verhältnis von ‚Sprache‘ und ‚Schrift‘ immer schon bestimmt hat. Derridas Kritik am Phonologozentrismus soll im dritten Teil aufgearbeitet werden, wobei sich die Arbeit besonders für die Frage der Implikationsverhältnisse von Phono- und Logozentrismus im Rahmen der von Derrida rezipierten linguistischen Diskussion interessiert.

Lebenslauf

Persönliche Daten

Vor- und Nachname: Saskia Alice Hnojsky
Geburtsdatum: 3. März 1980
Geburtsort: Wien

Schulbildung

1986 - 1988 Volksschule Laxenburg, Niederösterreich
1988/ 1989 Dufief Elementary School - Gaithersburg, Maryland, USA
1989/ 1990 Volksschule Laxenburg, Niederösterreich
1990- 1998 Bundesgymnasium Wien X, Ettenreichgasse 41- 43
Abschluss mit Matura

Berufsausbildung und Studium

1998/ 1999 Universität Wien, Vergleichende Literaturwissenschaft
1999- 2003 Bundesakademie für Sozialarbeit, Wien X
Ausbildung zur Dipl. Sozialarbeiterin
2003 bis dato Universität Wien, Philosophie

Berufserfahrung

2001- 2003 Kundenservice, Telekom Austria
2002- 2003 Projektmitarbeit, Sozialpsychiatrisches Zentrum der Caritas Wien
2005 Verein Zeitraum, Wien
2005- 2006 Verein für Wiener Jugenderholung
2009 bis dato Frauengesundheitspraxis >die trotula<